Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge

Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz

Band: 160 (1992)

Heft: 16-17

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schweizerische Kirchenzeitung

KIRCHE

Ostern – eine Option für Gerechtigkeit

Die auf der Frontseite abgebildete faszinierende Stukkatur befindet sich in der Kirche von Santa Maria Tonantzintla bei Cholula, einem Meisterwerk der churrigueresken Barockkunst Mexikos im 18. Jahrhundert. Die Kirche befindet sich mitten in einer fruchtbaren Hochebene, auf der sich von Azteken unterjochte Indianerstämme mit Cortés verbündeten, um gegen die Hauptstadt der Azteken zu ziehen. Der tragischen Eroberungsgeschichte folgte mit dieser Kirche ein beispielhaftes Zeichen der Zusammenarbeit zwischen abendländischer und indianischer Kultur. Die Arbeiten wurden von indianischen Künstlern geleistet, die ihre Gesichter im Stuck verewigten. Grosse Verdienste erwarben sich dabei spanische Franziskaner, welche Nahuatl, die Sprache der Indianer erlernten und sich für die Würde der Indianer stark machten.

Im Bereich der Kunst ergab sich daraus eine originelle Symbiose, die im Churrigueresko-Stil gipfelte und Kreativität wie handwerkliche Begabung der Eingeborenen belegt. Kaum vorzustellen, wieviel Grossartiges aus der Begegnung zwischen Europa und Amerika hätte hervorgehen können, wenn sie sich auf einem Niveau grossen gegenseitigen Respektes abgepielt hätte! Wird der Christus der Kunst noch existieren, bis er in den Menschen fruchtbar geworden ist?

Ostern 1992 mag manchen Christen Anlass zu ganz besonderer Besinnung sein. Nicht bloss wegen der astronomischen Späte des diesjährigen Festes, die dem Reise-Nachholbedürfnis nach geschlagenen Schlachten entgegenkommt und der Entleerung der Kirchen zugunsten von Autobahnen und Flugstrassen einen weiteren quantitativen Schub verleiht, sondern auch, weil wir uns vermutlich auf eine qualitative Veränderung der Ostertheologie gefasst machen müssen. Aus Gesprächen mit tapferen Christen, von denen ich viele führe, erkenne ich, wie viel Unsicherheit um unseren hergebrachten Glauben besteht, und das nicht auf Nebengeleisen, sondern in so zentralen Fragen wie der Auferstehung Jesu.

Wird etwa der Computer nach 20 Jahrhunderten Osterglaube Prophet? Angst ist unser Gehilfe sicher nicht. Obwohl revolutionäre Exegesen selbst für das Ostergeheimnis vorstellbar sind, ändern sie am Gesamten unseres christlichen Glaubens, am Dienst an unserer Verkündigung nichts. Revolutionär wäre eine neue Deutung des Ostergeheimnisses nur im Übergang, und abgesehen davon ist das Christusbild so unerschöpflich, dass die Theologie bis ans Ende der Welt entwicklungsfähig bleibt ohne den Glauben zu verwässern: So wie sich die Begegnung des Christentums mit neuen Kulturen kreativ auswirkte und viel Fremdes zu Gemeingut machte (Wen stört es noch, dass der Begriff Ostern auf eine germanische Frühlingsgöttin zurückgeht?), so können auch neue historische Kontexte, neue menschliche Erfahrungen und Denkweisen zu neuen Interpretationen führen. Dabei wollen wir nicht übersehen, dass es oft schwer ist, Wesentliches vom Unwesentlichen zu trennen, um es für die Menschen wirklich fruchtbar zu machen. Anderseits gibt es undiskutierbar Endgültiges. Dazu gehört eine Nächstenliebe, die selbst vor Feind und Tod nicht Halt macht. Dieser zentralen Botschaft des Christentums gehören heute solche wie die einer umfassenden Gerechtigkeit zur Seite.

Ich greife sie als Beispiel heraus, um sie im Kontext der Osterbotschaft einem europäisch-lateinamerikanischen Vergleich auszusetzen, was angesichts der sich vollendenden 500 Jahre euroamerikanischer Geschichte naheliegt. Kritische Grundlagenforschung liegt bei uns dort im Trend, wo der Glaube und das Zusammenleben Mühe bereiten (Mariologie, Sakramente, Ämter, gesellschaftliche Verantwortung usw.). Sie kommen einem legitimen aufklärerischen Bedürfnis nach. Solide Theologie erträgt sie, und die biblische Botschaft braucht sie nicht zu fürchten. Darin lauert aber auch eine Gefahr: In einer Gesellschaft, in der so viel machbar wurde wie in der unsrigen, kommt auch das Mysterium (der Glaube?) unter den Hammer. Auferstehungsberichte kommen unter die Lupe des Historikers, des Psychologen, Linguisten – warum nicht, wenn dabei das Irrationale, das Literarische, das Pastorale nicht zu kurz kommen, und wenn man einer sich anbahnenden Entwicklung Zeit (Zeit für die Kleinen?) lässt. Gute Anliegen gehen verloren, wenn solche Initiativen in pressegeilen Auseinandersetzungen ohne Umgangsstil enden. Gelegentlich macht sogar «die Theologie als solche» einen Fortschritt, aber die Botschaft kommt nicht an – das Echo an der Basis bleibt aus. Art pour l'art? So kann im guten Sinn progressives Suchen zu Akkordarbeit verkommen, an historischen Herausforderungen vorbeileben, vom biblischen Standpunkt aus blind und verbürgerlicht sein. Das meinen zumindest felderfahrene Pastoren in Lateinamerika. Der nordamerikanische Historiker K. Sale bezeichnet im Buch «The Conquest of Paradise» die koloniale Expansion der Europäer in Amerika als «Siegeszug des Rationalismus». Man ist versucht, einen Vergleich mit der theologischen Situation zwischen Europa und Lateinamerika zu ziehen, wenn man zum Beispiel theologische Eloquenz dem pastoralen Erfolg an der Basis gegenüberstellt ... Wer wagt zu bestreiten, dass bei unserer institutionellen Arbeit, so perfekt und aufwendig sie geleistet sein mag, der Segen oft auf sich warten lässt?

Demgegenüber setzen lateinamerikanische Christen ganz andere Schwerpunkte. Wir kennen schon die «vorrangige Option für die Armen». Es ist abzusehen, dass in nächster Zeit die «vorrangige Option für die Gerechtigkeit» einen neuen wichtigen Schwerpunkt bilden wird. Bereits vor Jahren wehrten sich Indianer gegen jene befreiungstheologischen Strömungen, die zur ge-

16-17/1992 16. April 160. Jahr
Erscheint wöchentlich, jeweils donnerstags

Ostern – eine Option für Gerechtigkeit 238

Die Judenbeschimpfung im 1. Thessalonicherbrief und ihre Problème (1 Thess 2,14-16) Eine Studie von Peter Dschulnigg 239

Gegen Judenfeindschaft heute 241

Opfer im Judentum und im Christentum Ein Tagungsbericht von Evelyne Graf 244

An die Priester zum Gründonnerstag 1992 Brief Papst Johannes Pauls II. 245

Die Evangelienverkündigung in der Osterzeit Eine Hinführung von Walter Kirchschläger 246

Evangelisierung der Schweiz? Ein Tagungsbericht von Rolf Weibel 248

Neu-Evangelisierung? 251

Alter Gott für neue Kinder? 252

«Wer sind sie – unsere Schülerinnen und Schüler?» 254

Theologische Fakultät Luzern 255

Amtlicher Teil 256

sellschaftlichen Veränderung auf Klassenkampf setzten. Die Indianer mit ihrer unterschiedlichen sozialen Herkunft, mit ihrem Lebensstil und ihrer Unterdrückungsgeschichte betrachteten sich nie als Proletarier, zu denen sie von nicht wenigen Befreiungstheologen nach dem alten Schema gerechnet wurden. Für sie war auch Marx und Klassenkampf in den allermeisten Auseinandersetzungen, die ich kenne, «okzidental suspekt». Der panamaische Kuna-Indianerpriester Aiban Wagua erzählte mir, wie er gnädigst an Kongressen bekannter Theologen um Redezeit betteln musste. Oft gab es «leider» für Leute wie ihn nicht genug Redezeit. Als er einmal wirklich zu Wort kam, sagte er, die Indianer hielten sich für reich, aber sie seien eben Bestohlene; sie wären Besitzer von sehr viel Land. Gustavo Gutiérrez hätte ihm im Anschluss daran gesagt, das sei tatsächlich eine interessante Idee, der man nachgehen müsse, und die zu lange vernachlässigt worden sei. Leonardo Boff hat Aiban später auch geantwortet, allerdings kühl: Wenn er den Klassenkampf ablehne, sei er ein Utopist... ohne Klassenkampf gäbe es keinen erfolgreichen Kampf um Gerechtigkeit.

Gustavo Gutiérrez ist in seinen neueren Publikationen denn auch mit Gespür für das vom christlichen Standpunkt aus Machbare in die Richtung der «inneren Umkehr und Bedächtigkeit» gegangen. In seinen Büchern über die Spiritualität der Befreiung und das Sprechen in Unrecht und Leid hat er seine ersten Publikationen an Tiefgang wohl übertroffen. Sicher war die Ausstrahlung dieses Gedankengutes an der Basis am stärksten. Mit dieser Spiritualität fand auch Ostern einen neuen Platz. Ich erlebte es selber noch, wie Indianer in den Bergen, von nächtelangen Prozessionen der Karwoche erschöpft, an Ostern auf das Feld zur Arbeit gingen. Heute macht der Karfreitagstrauer vielerorts ein österliches Selbstbewusstsein Platz, das im Namen dessen, der denkbar grösste Ungerechtigkeit erfuhr, Mut zum Kampf um Rehabilitation schafft. Diese neue Befreiungstheologie drückt sich so aus: Lasst uns nicht vor ständigem Zurückschauen vergrämen, sondern energisch das Werk Jesu fortsetzen im Einsatz für mehr Gerechtigkeit. Wo Gerechtigkeit herrscht, gibt es von selbst Frieden. Wenn man schon Jesus gegenüber ungerecht war, wollen wir zumindest «die Sache Jesu» nicht untergehen lassen: Jesus soll *in uns* lebendig werden, seine Botschaft durch unser Engagement fortleben.

Dieser Ansatz könnte in der reichen Alten Welt mit Gewinn wieder aufgewertet werden: bitte nicht in der Theorie, aber in der Tat. Zwar müssen wir wissen, wie schmutzig es Indianern, Schwarzen, Mestizen und der Dritten Welt überhaupt bei der europäischen Kolonisierung des Südens ging. Wir dürfen dies ebensowenig vergessen wie die Inquisition, die Hexenverbrennungen oder Auschwitz. Aber wir dürfen nicht dabei stehen bleiben. Es gibt Geschehenes, das nicht wieder gutzumachen ist: Anlass zu Trauer, Demut und Vorsicht, um Schlimmeres zu verhindern. Es gibt - zum Glück - aber auch Chancen der Wiedergutmachung. Die reiche Welt hat sie bisher nicht genügend wahrgenommen. Denken wir an die Verschuldungsproblematik! Die meisten der hochverschuldeten Drittweltländer kommen ohne effektive Finanzhilfe der reichen Industrieländer nicht mehr aus dem Sumpf heraus. Für sie wie für uns warten da Leistungen von welthistorischer Bedeutung. Viel Schlimmes ist geschehen, aber *für den besseren Teil ist es nicht zu spät!*

Mit dieser Hoffnung gebe ich Ostern - der wahren Auferstehung Christi - eine grosse Zukunft in der Dritten Welt. Mitteleuropäische Osterhermeneutik erscheint daneben plötzlich klein. Wie immer sie ausgehen wird, die Botschaft ist verkündet, die Verantwortung übergeben - an uns liegt es, sie mit österlicher Freude fruchtbar zu machen. *Hans Schöpfer*

Hans Schöpfer ist Lehrbeauftragter für Missions- und Religionswissenschaften an der Theologischen Fakultät der Universität Freiburg i. Ü.

Theologie

Die Judenbeschimpfung im 1. Thessalonicherbrief und ihre Probleme (1 Thess 2,14-16)

■ 1. Einführung

Die drei Verse, mit denen wir uns etwas näher auseinandersetzen*, stehen im 1. Brief des Apostels Paulus und seiner Mitarbeiter Silvanus und Timotheus an die Gemeinde von Thessalonich (1,1). Paulus, Silvanus und Timotheus haben nach dem Ausweis des 1 Thess und der Apg diese Gemeinde als Missionare gegründet, mussten sie aber unter äusserem Druck nach relativ kurzer Tätigkeit verlassen. Sie haben dann von Athen aus Timotheus allein nach Thessalonich geschickt, um die Gemeinde in schwerer Bedrängnis zu stärken und zuverlässige Nachricht über ihren Zustand zu erhalten (3,1-5). Timotheus ist von diesem Auftrag mit guter Kunde zurückgekehrt; in dieser Situation der Freude und des Dankes über die Bewährung der Gemeinde haben die Absender ihren Brief geschrieben (3,6-10). Nach der Meinung vieler Fachleute dürfte er um 50 n. Chr. in Korinth entstanden sein.[1] Der 1 Thess wird das älteste literarische Zeugnis des Apostels Paulus sein, das uns erhalten geblieben ist.

Nach dem Briefeingang (1,1) blicken die Absender im 1. Hauptteil auf die Wirkung des Evangeliums in der Gemeinde und auf Verhalten und Weg der Verkünder des Evangeliums zurück (1,2-3,13). Dabei reflektieren sie zunächst in 1,2-2,16 auf die Gründung der Gemeinde durch das Evangelium und auf ihre gemeinsame Zeit mit der Gemeinde.

Sie erstatten Gott zuerst Dank für die Erwählung der Gemeinde (1,2-10) und verweisen dann auf ihr Beispiel als wahre Verkünder des Evangeliums Gottes, das sie offensichtlich vor Anschuldigungen und Missverständnissen verteidigen müssen (2,1-12). In 2,13 danken sie Gott auf diesem Hintergrund erneut, dass die Gemeinde in Thessalonich ihr Wort des Evangeliums nicht als Wort von Menschen, sondern als Wort Gottes angenommen hat. Sie haben ihre Botschaft als Wort Gottes aufgenommen, obwohl Aussenstehende die Boten des Evangeliums als religiöse Propagandisten mit Hintergedanken beschimpft haben. Und dieses Wort Gottes hat auch als solches an ihnen gewirkt, indem es sich auch in Leiden und Nöten als mächtige Kraft erwiesen hat (1,6; 2,14). Um auf diese Kraft des Wortes ihrer Verkündigung im Leiden zu verweisen und dies beispielhaft auszuweisen, folgen nun die Verse 2,14-16.

Sie stehen betont am Schluss des Rückblicks auf die Gründung der Gemeinde durch das Evangelium; ab 2,17-3,13 wird die Bewährung der Gemeinde in der Trennung von den Missionaren und die teilweise Überwindung dieser Trennung durch die Sendung des Timotheus reflektiert.

*Die folgenden Ausführungen wurden am 19. Februar 1991 als Referat bei der Christlich-Jüdischen Arbeitsgemeinschaft in Solothurn vorgetragen.

[1] Vgl. zu dieser sowie abweichenden Annahmen zum Beispiel T. Holtz, Der erste Brief an die Thessalonicher (EKK 13), Zürich/Neukirchen-Vluyn 1986, 19-23, und weiter Einleitungswerke zum NT.

Viele Fachleute machen zu Recht darauf aufmerksam, dass insbesondere die V. 15f. unseres Textes Aussagen enthalten, die nicht typisch für Paulus sind.[2] Ähnliche Anklagen gegen Israel finden sich zum Teil auch in jüdischen Schriften, in synoptischer Überlieferung oder heidnischer Polemik gegen die Juden. Auch inhaltlich besteht eine erhebliche Spannung zu teils positiveren Aussagen des Paulus über Israel. Aus diesen und anderen Gründen haben einzelne angenommen, die Verse seien kein ursprünglicher Bestandteil des Buches, sondern später nachträglich in den Brief eingetragen worden.[3] Ich meine mit vielen anderen, dass die Annahme einer Zufügung von zweiter Hand nicht angemessen sei. Die Verse sind mit hoher Wahrscheinlichkeit ein ursprünglicher Bestandteil des 1 Thess. Dann aber muss ihr Entstehungshintergrund, der Anlass zur Polemik und der spätere Wandel des Urteils über Israel bei Paulus erhellt werden. Dieser Absicht sollen die folgenden Ausführungen dienen.

2. Zum Verständnis der Einzelaussagen und ihrer Prägung durch Überlieferung

Vers 14: «Denn, Brüder, ihr seid den Gemeinden Gottes in Judäa gleich geworden, die sich zu Christus Jesus bekennen. Ihr habt von euren Mitbürgern das gleiche erlitten wie jene von den Juden.»

Die Adressaten in Thessalonich sind zu Nachahmern der Gemeinden Gottes in Judäa geworden, weil sie von ihren Mitbürgern das gleiche erlitten haben wie diese von den Juden. Die hier angesprochenen Leiden dürften in der Ausgliederung der Glaubenden aus ihrer angestammten Gemeinschaft, in Druck und Schikanen, aber wohl auch in der aktiven Verfolgung einzelner Glieder der Gemeinde bestanden haben. Die Angesprochenen haben ihren Glauben an Jesus Christus unter vielen Unannehmlichkeiten und Leiden nicht aufgegeben, sind vielmehr dem Wort Gottes treu geblieben. Schon 1,6 hat daran erinnert, dass sie unter grosser Bedrängnis das Wort mit der Freude, die der heilige Geist schenkt, angenommen haben. Dort aber wurden sie darin als Nachahmer der Verkünder und des Herrn Jesus selbst verstanden.

Jetzt werden sie darin auch als Nachahmer der christlichen Gemeinden in Judäa herausgestellt, weil auch diese Leiden verschiedenster Art durch die Juden ausgesetzt waren. Von derartigen Leiden christlicher Gemeinden von seiten jüdischer Kreise spricht insbesondere die Apg, wenn sie von der Verfolgung des Stephanus und seines Kreises in Jerusalem und auch von Nachstellungen über diese Stadt hinaus berichtet (Apg 6,8–8,3; 9,1f.). Aber auch die Evangelien und die Briefliteratur lassen vielfach, wenn auch etwas allgemein erkennen, dass es die Anfeindungen und Verfolgungen der christlichen Mission und ihrer Träger in Judäa und darüber hinaus durch jüdische Kreise gegeben hat.

Interessanterweise spricht unser V. 14 aber nicht davon, dass die Gemeinde in Thessalonich von den Juden angefeindet wurde, er sagt nur, dass sie von ihren Mitbürgern dasselbe erduldet haben wie die Gemeinde in Judäa von den Juden. Es ist also vorweg auszuschliessen, dass ihre Anfeindung allein oder auch ganz besonders von jüdischen Kreisen her erfolgt ist. Dennoch bleibt es möglich, dass wenigstens einzelne aus der jüdischen Gemeinde Pressionen gegen Christen mitgetragen und mitverursacht haben. So jedenfalls erzählt es Apg 17,5, und auch der Zusammenhang mit V. 15f. hier legt dieses nahe. Unter der Voraussetzung, dass die Leiden der Gemeinde in Thessalonich und die Verfolgung der Missionare doch auch von einzelnen Mitgliedern der jüdischen Gemeinde mitgetragen wurde, wird der Ausfall von V. 15f. gegen die Juden überhaupt einigermassen motiviert.

Vers 15: «Diese haben sogar Jesus, den Herrn, und die Propheten getötet; auch uns haben sie verfolgt. Sie missfallen Gott und sind Feinde aller Menschen;»

Das «von den Juden» am Schluss von V. 14 ist nun gleichsam der Aufhänger, an das sich die pauschale und schlimme Attacke gegen «die Juden» in V. 15f. anfügt. V. 14 hatte noch die bestimmte Leidenssituation der Gemeinde von Thessalonich im Blick, jetzt wird allgemein gegen Tötung, Verfolgung und Leiden, welche von den Juden zu verantworten sind, polemisiert. Von den Juden wird zunächst gesagt, dass sie den Herrn Jesus und die Propheten getötet haben. Die erste Aussage über die Tötung Jesu durch die Juden hat Vorwürfe der Apg zur Seite[4], jene der Tötung der Propheten hat schon atl.-jüdische Wurzeln[5] und ist in synoptischen Wehe-Worten und auch in der Apg aufgenommen worden[6]. Beide Vorwürfe haben also eine breitere Tradition und werden hier aus dieser aufgenommen. Sie werden aber durch ständige Wiederholung in dieser Allgemeinheit nicht zutreffender. Denn Jesus und «die Propheten» sind nicht durch «die Juden» getötet worden. Jesu Tod wurde vielmehr durch den römischen Statthalter vollstreckt, wenn ihn auch führende Kreise aus den Hohenpriestern durch ihre Anklage mitverschuldet haben, in keiner Weise aber die Juden als Volk. Dasselbe gilt analog von einzelnen Propheten, die durch bestimmte Könige verfolgt und beseitig wurden[7], nicht aber von den Juden überhaupt. So zeigt sich schon hier, dass in diesen ersten Aussagen nicht differenzierende und historisch begründete Anklage, sondern verallgemeinernde Polemik vorgetragen wird. Diese hat freilich nicht Paulus selbst zuerst betrieben, sie ist von ihm aus aktuellem Anlass übernommen worden.

Die nächste Anklage «und die uns verfolgt haben» ist nun nach Jesus und den Propheten auf Paulus selbst und seine Mitarbeiter zu beziehen. Es sind Verfolgungen gemeint, die sie in ihrer Missionsarbeit von jüdischer Seite erfahren haben, hier näherhin auch diejenigen in Thessalonich und Beröa, die nach Apg 17,5.13 auf Anstiftung von Juden erfolgt sind.[8] Aber auch hier ist die Anklage an die Adresse der Juden überhaupt mächtig überzogen, weil auch dabei nur einzelne einflussreiche Juden am Werk waren, die im übrigen auch nach dem Bericht der Apg heidnische Agitatoren und die Bevölkerung gegen die Missionare aufbrachten.

Die letzte Doppelaussage von V. 15 beschuldigt die Juden, Gott nicht zu gefallen und allen Menschen feindlich zu sein. Der zweite Vorwurf der Feindschaft gegen alle Menschen ist ein verbreiteter Gemeinplatz antijüdischer Polemik in der Antike, der zum Beispiel auch bei Tacitus belegt ist.[9]

[2] Vgl. zum Beispiel Holtz, 1 Thess (Anm. 1) 96: «In den VV 15 und 16 ist in grossem Masse traditionelles Überlieferungsmaterial verarbeitet ...».

[3] So zum Beispiel F. Laub, 1. und 2. Thessalonicherbrief (NEB. NT 13), Würzburg 1985, 21f., der diese Annahme freilich mit der Hypothese einer Briefkomposition verbindet. Zu weiteren Vertretern einer Interpolationshypothese vgl. P.-G. Müller, Judenbeschimpfung und Selbstverfluchung bei Paulus, in: BiKi 44 (1989) 58–65, hier 59 mit Anm. 7, zu ihrer Zurückweisung ders., ebd. 59 mit Anm. 8; weiter auch Holtz, 1 Thess (Anm. 1) 96f. mit Anm. 431.432; I. Broer, «Antisemitismus» und Judenpolemik im Neuen Testament. Ein Beitrag zum besseren Verständnis von 1. Thess. 2,14–16, in: B. B. Gremper (Hg.), Religion und Verantwortung als Elemente gesellschaftlicher Ordnung (Beiheft zu den Siegener Studien), Siegen ^{2}1983, 734–772, hier 739–746.

[4] Vgl. Apg 2,23.36; 3,15; 4,10; 7,52; differenzierter und zutreffender dagegen Apg 13,28.

[5] Vgl. Neh 9,26; 2 Chr 36,16.

[6] Vgl. Mt 23,29–31 par.; Lk 11,49f. par.; Apg 7,52.

[7] Vgl. dazu 1 Kön 19,10; 2 Chr 24,21f.; Jer 26,23.

[8] Vgl. dazu auch Elemente aus 2 Kor 11,23–33 im späteren Rückblick auf die Leidenserfahrungen bei Paulus.

[9] Vgl. Tacitus, hist V 4f., wo dieser über die Juden schreibt: «Unheilig ist ihnen alles, was uns heilig ist. Unter sich üben sie feste Treue und hilfreiche Barmherzigkeit, gegen alle anderen feindseligen Hass. Die zu ihnen übertreten, lernen nichts so sehr, wie die Götter verachten.» So oder ähnlich ist der Vorwurf der Feindschaft gegen alle Menschen in vielen antiken Zeugnissen belegt, und selbst die Septuaginta bietet Est 3,13e einen Beleg dafür.

Gegen Judenfeindschaft heute

Äusserer Anlass der von der Jüdisch/Römisch-katholischen Gesprächskommission erarbeiteten und von der Geschäftsleitung des Schweizerischen Israelitischen Gemeindebundes und der Schweizer Bischofskonferenz als den Auftraggebern dieser Kommission genehmigten Erklärung *«Antisemitismus: Sünde gegen Gott und die Menschlichkeit»* war das Datum des Vertreibungsdekretes der Katholischen Könige (SKZ 13/1992). Anlass hätte auch der in der Schweiz zunehmende Rechtsradikalismus mit seinen rassistischen Motiven sein können, wie er vom Bundesrat in seinem am 23. März vorgestellten Bericht über «Extremismus in der Schweiz» beschrieben wird. Das kam auch auf der Pressekonferenz zum Ausdruck, mit der die Erklärung, die wir wenige Tage vorher dokumentiert hatten (SKZ 13/1992), der Öffentlichkeit vorgestellt wurde.

Die Erklärung sei eine Warnung, meinte Michael Kohn als Präsident des Israelitischen Gemeindebundes, wohin Fremdenfeindlichkeit und Rassismus führen können; so sage die Erklärung mit Recht, «dass die Juden jene Volksgruppe sind, die allein schon durch ihre Existenz daran erinnert, wie verderblich der Geist des Rassismus ist». Eine besondere Bedeutung der Erklärung liegt für ihn zudem darin, «dass eine historische Mitverantwortung der katholischen Kirche für die Judenfeindschaft durch Predigt, Katechese und Religionspolitik nicht negiert wird». Besonders seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil habe sie indes die lang versäumte Pflicht zunehmend anerkannt, dem Antisemitismus entgegenzutreten.

So ist die Erklärung wohl in ihrer Form – nämlich als gemeinsame Erklärung von jüdischen und römisch-katholischen Verantwortungs- und Entscheidungsträgern – einmalig, sie beruht aber auf internationalen Voraussetzungen, wie Prof. Ernst Ludwig Ehrlich als jüdischer Kommissionspräsident darlegte. Seit dem Konzil besteht das Internationale Jüdische Komitee für interreligiöse Konsultationen, das seine Partner in der Vatikanischen Kommission für die religiösen Beziehungen zu den Juden hat, und diese haben in den letzten zwanzig Jahren vieles erarbeiten können. Hierbei haben sie die ausdrückliche Unterstützung Papst Johannes Pauls II.: Er hat als erster Papst der christlichen Gemeinschaft den ungekündigten Bund Gottes mit Israel (Röm 11,29) neu vor Augen geführt; er hat am 3. Dezember 1990 auch die im September von der Vatikanischen Kommission und vom Jüdischen Komitee in Prag verabschiedete Erklärung, dass Antisemitismus «Sünde gegen Gott und die Menschlichkeit» sei, gebilligt. So stehe die schweizerische Erklärung in einer guten Tradition und damit zeitlich «zwar nicht an der Spitze der Entwicklung, freilich keineswegs an ihrem Ende». Freilich bedürfe es noch vieler menschlicher Begegnungen und wissenschaftlicher Bemühungen. Als eine solche Bemühung verdient der nebenstehende theologische Beitrag alle Aufmerksamkeit.

Eine Besonderheit dieser schweizerischen Erklärung ist ihre Erwartung, dass die Verbundenheit der römisch-katholischen Gläubigen mit Juden und Judentum zu einer offenen jüdisch-christlichen Solidaritätsgemeinschaft führen werde. Darin könne, wie Weihbischof Joseph Candolfi auf der Pressekonferenz erklärte, eine «Ökumene des gemeinsamen Tuns aus getrenntem Glauben heraus» zum Ausdruck kommen; getragen wird diese «Ökumene» von jener Tiefe, in der das Christentum von der jüdischen Wurzel spirituell getragen und genährt wird (Röm 11,8). Dieses gemeinsame Tun könnte in der Schweiz schon bald gefragt sein, konkretisierte Michael Kohn: als ein gemeinsamer Einsatz für die bevorstehende Anti-Rassismus-Gesetzgebung. *Rolf Weibel*

Diese heidnische Verunglimpfung ist eine böse Fehlinterpretation der Absichten der Anhänger einer den Heiden unverständlichen und sie konkurrierenden Religionsgemeinschaft. Dass gerade sie von Paulus mitübernommen wird, ist wohl nur aus tiefster Verletzung durch Volksgenossen und aus der Verfolgungssituation zu erklären. Paulus dürfte die heidnische Anklage noch verschärft haben, indem er sie mit der Aussage verbindet und überbietet, dass sie Gott nicht gefallen.

Vers 16: «Sie hindern uns daran, den Heiden das Evangelium zu verkünden und ihnen so das Heil zu bringen. Dadurch machen sie unablässig das Mass ihrer Sünden voll. Aber der ganze Zorn ist schon über sie gekommen.»

«die uns hindern, den Heiden zu predigen, damit sie gerettet werden» spricht wieder direkter die konkrete Situation des Paulus und seiner Mitarbeiter an. Paulus versteht sich besonders als Apostel der Völker, der den Heiden durch seine Verkündigung das Heil in Jesus Christus eröffnen will. Gerade diesen Auftrag zur Rettung der Völker behindern nun die Juden, wenn sie ihn und seine Mitarbeiter verfolgen und so eine erfolgreiche Durchführung ihres Missionsauftrags verunmöglichen. Von hierher wird Paulus die beiden letzten Aussagen von V. 15 verstehen. Die Juden gefallen Gott nicht und sind Feinde aller Menschen, weil sie die Rettung der Heiden, die doch Gottes Willen entspricht, verunmöglichen.

Ich fasse nun die letzten zwei Aussagen von V. 16 zunächst verallgemeinernd zusammen, bevor ich sie in ihrer sprachlich schwierigen Fassung hier näher zu verstehen suche: In dieser Weise machen die Juden das Mass ihrer Sünden voll und ziehen sich das Gericht Gottes zu. Dieselbe Anklage und Drohung ist uns wiederum in synoptischen Wehe-Worten über die Gegner Jesu und der urchristlichen Boten belegt (Mt 23,29–33.34–36 par. Lk 11,47f. 49–51). Sie ist dort allerdings näher auf bestimmte Gegnergruppen begrenzt, wird aber am Ende im Gericht auch auf die ablehnende Generation verallgemeinert. Hier wird sie in dieser Verallgemeinerungstendenz aufgenommen und den Juden als Urteil und Drohung überhaupt abschliessend entgegengestellt. So ist erneut deutlich, dass die abschliessende Doppelanklage wiederum durch Tradition mitbedingt ist. Paulus wird sie also aus der Jesusüberlieferung übernommen und hier als Abschluss und Höhepunkt seines Ausfalls gegen die Juden eingebaut haben.

Die letzte Aussage über den Zorn, womit der Gerichtszorn Gottes gemeint ist, ist nun in der Fassung hier am Schluss des Verses besonders schwierig zu verstehen und auch sprachlich und inhaltlich umstritten. Ich möchte wenigstens zwei Übersetzungs- und Verständnismöglichkeiten ganz kurz streifen. Die erste Möglichkeit lautet: «Es ist aber das Gericht über sie gänzlich hereingebrochen».[10] In diesem Fall ist das Urteil und Gericht Gottes über die Juden bereits vollzogen. Ihre Tötung Jesu und der Propheten sowie die Verfolgung des Paulus und seiner Mitarbeiter hätte das Mass ihrer Sünden voll gemacht und das Gericht Gottes über sie herbeigeführt.

Eine zweite Möglichkeit, die ich bevorzuge, lautet: «Der Zorn (das Gericht Gottes)

[10] Diese Übersetzung legt zum Beispiel Holtz, 1 Thess (Anm. 1) 96 vor.

ist bereits über sie zuvorgekommen im Blick auf das Ende».[11] Hier wird die ablehnende Haltung der Juden auch als Anzeichen des Gerichts über sie verstanden, dieses hätte sich aber erst vorwegnehmend ausgewirkt und das endgültige Urteil würde beim zukünftigen (End-)Gericht vollstreckt. Wie immer man V. 16 fin. versteht, er enthält ein vernichtendes Urteil über die Juden und beschliesst die schwere Anklage von V. 15 f. gegen sie mit einem Paukenschlag.

Insgesamt wird so deutlich, dass die V. 15f. mit schwersten Anklagen gegen die Juden auffahren. Sie haben Jesus und die Propheten getötet, Paulus und seine Mitarbeiter bei der Verkündigung des Evangeliums gehindert und verfolgt, sie gefallen Gott nicht und sind Feinde aller Menschen. In dieser Weise machen sie das Mass ihrer Sünden endzeitlich voll und Gottes Gericht trifft sie vorweg.

Wir haben gesehen, dass Paulus diese schwersten und verallgemeinernden Anklagen über die Juden zum grössten Teil nicht selbst gebildet hat. Er hat sie vielmehr aus innerjüdischer, judenchristlicher und heidnischer Polemik gegen die Juden übernommen, gesammelt und hier wirkungsvoll zusammengestellt und nur kleinste Elemente selbständig beigetragen. Dennoch kann man die Zusammenstellung und bewusste Ballung und Zuspitzung der Anklagen gegen die Juden an dieser Stelle schwerlich Paulus selbst absprechen. Er wird diesen schweren Angriff gegen die Juden letztlich zu verantworten haben, auch wenn er die meisten Elemente übernommen hat.

In diesem Fall stellt sich dringend die Frage nach der Veranlassung zu diesem Ausfall, dann auch die nach einem allfälligen Wandel im Urteil des Paulus über die Juden.

■ 3. Der aktuelle Hintergrund der Polemik des Paulus

Die äusserst harte und auch pauschal anklagende Attacke von V. 15f. muss, wenn sie von Paulus stammt, einen Anlass haben, der sie einigermassen historisch und psychologisch verständlich macht. Aus anderen Paulusbriefen lässt sich analog anführen, dass Paulus mit Gegnern, die seine Evangeliumsverkündigung in Frage stellen, nicht besonders zurückhaltend umgeht, sie vielmehr hart angreifen und beschimpfen kann.[12] Von daher legt sich die Vermutung nahe, dass dies auch hier im Hintergrund stehen könnte. Und in der Tat wurden Paulus und seine Mitarbeiter nach der Anklage von 2,15f. von Juden verfolgt und so behindert, das Evangelium vom Heil in Jesus Christus den Völkern zu verkünden. Dies wird gerade in Thessalonich (und Beröa) der Fall gewesen sein. Es wird von Apg 17 bestätigt, wonach Juden gegen die Verkündigung des Paulus aufgetreten sind und die Gegnerschaft in der Bevölkerung mobilisiert haben, so dass Paulus und seine Mitarbeiter fliehen mussten.

Vielleicht darf man aus 2,1–12, die über 2,13 mit unserer Stelle verbunden sind, auch vermuten, dass einige Juden die missionarische Wirksamkeit des Paulus und seiner Mitarbeiter auch nach ihrer Vertreibung aus Thessalonich in Frage gestellt haben. Auf diesem Hintergrund würde die Verteidigung ihres Wirkens in 2,1–12 jedenfalls verständlich. Einzelne Juden werden die Tätigkeit der Missionare angegriffen und diese mit religiösen oder philosophischen Wanderpredigern übler Art gleichgestellt haben. Ihr Angriff wäre als Reaktion auf die Erfolge der Missionare bei Gottesfürchtigen und Sympathisanten der Synagoge gut verständlich (vgl. Apg 17,4). Paulus verteidigt sich solchen Anwürfen gegenüber, indem er die Lauterkeit der Verkündigung der Missionare und ihren göttlichen Ursprung betont. Sie haben als Verkünder des Evangeliums Gottes gewirkt und das Wort Gottes und nicht ein Menschenwort ausgerichtet. Und die Christen in Thessalonich sind deshalb in solche Nöte gekommen, weil sie ihr Wort als Wort Gottes festgehalten haben und auch bereit waren, Leiden von ihren Mitbürgern zu erdulden, welche von Juden in ihrer ablehnenden Haltung beeinflusst gewesen sein werden.

Diese Juden, welche die Vertreibung des Paulus und seiner Mitarbeiter veranlasst und ihre Verkündigung verunglimpft haben, welche wohl auch teils für Bedrängnisse und Nöte der jungen Gemeinde mitverantwortlich waren, beschimpft nun Paulus in einem zornigen Ausfall. Dabei trägt er alles zusammen, was Juden selbst, Christen und Heiden an Anklagen über dieses Volk geäussert haben. Er verdichtet dies alles auf dem Hintergrund der eigenen Verfolgungserfahrung und wertet es als Hindernis, den Völkern das Heil zu bringen. So stehen Juden seinem grundlegenden Auftrag zur Rettung der Völker entgegen, weshalb sie auch Gottes Zorn erreichen wird. Paulus sieht sich und seine Mitarbeiter in einer Linie mit Jesus und den Propheten und schleudert seinen Gegnern aus den Juden das Urteil Gottes entgegen: Sie machen das Mass ihrer Sünden voll und erfahren Gottes Gerichtszorn.

Man kann dieser zornigen Attacke des Paulus historisch und psychologisch durchaus einiges Verständnis entgegenbringen. Der Ausbruch des Paulus wird nicht völlig unmotiviert, sondern durch Gegnerschaft und Verfolgung von Juden veranlasst gewesen sein. Auch seine Gegner aus den Juden werden Paulus und seine Mitarbeiter undifferenziert angegriffen und ihre Verkündigungsabsicht verzerrt haben. Dennoch lässt sich aber die pauschale und nicht differenzierende Beschimpfung, Beleidigung und Beschuldigung «der Juden» nicht rechtfertigen. Sie bleibt eine tragische Überreaktion aus aktuellem Anlass und ist inhaltlich zutiefst zu bedauern. Denn die Folgen von V. 15f. haben die aktuelle Situation weit überschritten. Diese zwei Verse dürften zum auch neutestamentlich mitbegründeten Negativurteil über dieses Volk, seine Bosheit und Verwerfung durch Gott nicht unwesentlich beigetragen haben. Sie gehören nämlich in der Tat zu den ntl. Spitzensätzen antijudaistischer Polemik und dürfen anders genährten Hass und Ablehnung der Juden bei vielen Christen im Laufe der Geschichte auch noch neutestamentlich und von Paulus selbst her gerechtfertigt haben.[13] Ähnlich wenig differenzierende Polemiker gegen die Juden haben derartige Aussagen wohl weit besser verstanden als spätere Äusserungen des Paulus, in denen er Israel als Volk Gottes auch in seiner Ablehnung des Evangeliums viel differenzierter und ganz anders beurteilt. Wir wollen nun diese Neubewertung Israels durch Paulus noch kurz in den Blick nehmen.

■ 4. Die Neubewertung Israels durch Paulus in Röm 9–11

Die Aussagen in 1 Thess 2,15 f. sind nicht das einzige und letzte Wort des Paulus über die Juden. Er wird in 2 Kor und Gal[14] und dann besonders im Röm durch verschiedene Ursachen genötigt, neu zu den Juden und Israel Stellung zu nehmen. Hier geht es darum, die letzte und positivste Stellungnahme in Röm 9–11 kurz zu betrachen und von ihr her nochmals auf 1 Thess 2,14–16 zurückzublicken.

[11] In dieser Übersetzung wird orgē (Zorn) streng auf das Endgericht bezogen, das noch aussteht (vgl. 1,10; 5,9), phthanō wie in 4,15 als «zuvorkommen» verstanden und eis telos als «bis zum Ende», «im Blick auf das Ende» (vgl. Mk 13,13).

[12] Vgl. zum Beispiel 2 Kor 11,5.13–15; Phil 3,2.18f.; Gal 1,6–9; 5,10–12.

[13] Müller, Judenbeschimpfung (Anm. 3) 58 bemerkt zur Auslegungsgeschichte von 1 Thess 2,14–16: «Jedenfalls weist die Auslegungsgeschichte der Stelle bis ins 18. Jahrhundert hinein keine Stimme auf, die mit dieser Judenbeschimpfung des Paulus irgendeine theologische oder politische Schwierigkeit gesehen hätte.»

[14] Vgl. zur Sicht Israels in 2 Kor 3 und im Gal wenigstens U. Schnelle, Wandlungen im paulinischen Denken (SBS 137), Stuttgart 1989, bes. 79f.; D. Zeller, Christus, Skandal und Hoffnung. Die Juden in den Briefen des Paulus, in: H. Goldstein (Hrsg.), Gottesverächter und Menschenfeinde?, Düsseldorf 1979, 256–278, bes. 260–267.

Auch in Röm 9-11[15] spricht Paulus weiter vom tragischen Widerstand Israels gegen die Verkündigung vom Messias Jesus. Ein Teil Israels ist gegenüber der Verkündigung des Evangeliums verstockt und findet nicht zum Glauben an den Messias. Aber diese Verstockung bekommt nun im Rückblick auf sein Wirken unter den Völkern einen positiven Sinn. Die Verstockung eines Teils aus Israel ermöglicht die Verkündigung des Messias Jesus und seines Heils bei den Völkern. Und die Bekehrung der Heiden wird ihrerseits einige aus Israel reizen, zum Christus umzukehren. Entscheidend aber ist, dass dann, wenn die Vollzahl der Bekehrten aus den Völkern zum Heil gefunden hat, beim endzeitlichen Kommen des Messias ganz Israel gerettet wird (Röm 11,25-17). Die Verstockung eines Teils aus Israel ermöglicht also die Verkündigung des Heils unter den Völkern, und die Bekehrung der Heiden wird zum endzeitlichen Kommen des Messias und zur Rettung ganz Israels führen. Dies sind neue und bis dahin ungehörte Töne des Paulus, die gleichsam den soteriologischen Leitsatz Röm 11,32 variieren: «Gott hat alle (Juden und Heiden) in den Ungehorsam eingeschlossen, um sich aller zu erbarmen». Der Unglaube eines Teils von Israel wird hier zum Heil für die Völker, und deren Bekehrung führt zum Kommen des Messias und dieses zur Rettung ganz Israels.

Damit hat Paulus sein Urteil über die Juden in 1 Thess 2,14-16 vollends gewandelt. Unglaube und Verstockung eines Teils aus Israel führen nicht zu Behinderung und Verfolgung der christlichen Mission unter den Völkern, sie werden vielmehr zum Grund ihrer Ermöglichung. Die Juden sind nicht für den Gerichtszorn Gottes bestimmt, sondern für das Heil beim Kommen des Messias Jesus.

Wie ist Paulus wohl zu einer derart einschneidenden Revision seiner Einschätzung der Juden gekommen? Eine Antwort auf diese Frage kann nur tastend gesucht werden, da Paulus seinen Gesinnungswandel nicht ausdrücklich offenlegt oder ihn gar begründet. Folgende Elemente können vermutlich zur Neueinschätzung beigetragen haben: Der Röm ist ein spätes Zeugnis des Apostels, der 1 Thess steht am Anfang seines Wirkens unter den Völkern. Der 1 Thess ist stark von der harten Erfahrung der Feindschaft und Verfolgung durch Juden geprägt, welche die erste Mission des Paulus in Europa zutiefst gefährdete. Der Röm blickt demgegenüber auf eine längere Zeit auch erfolgreicher Mission im Osten zurück und wendet den Blick in den Westen. Auch die Einschätzung des Gesetzes hat sich im Röm gegenüber dem Gal positiv verändert. Paulus hat im Röm insgesamt zu einer neuen Wertung Israels gefunden. Er steht hier nicht in einer direkten Konfrontation mit judaisierenden christlichen Gegnern, die seine gesetzesfreie Heidenmission angreifen. Zudem reflektiert er vor seiner Reise nach Jerusalem und Rom angesichts auch einer stark vom Judenchristentum geprägten Gemeinde die atl.-jüdischen Wurzeln des christlichen Glaubens neu. So ist der Röm wohl die ausgewogenste und reifeste Frucht seines theologischen Denkens, in ihm treten allzu situationsgebundene Urteile stärker zurück.

Insgesamt erlaubt so auch der Röm eine kritische und neue Wertung eines früheren und sehr situationsgebundenen Urteils des Paulus über die Juden. Paulus selbst hat die Juden und ihren Unglauben gegenüber der christlichen Botschaft im Laufe der Zeit in einem neuen und positiveren Licht gesehen. Seine Blickweise hat sich aufgrund neuer Erfahrungen und Wertungen sowie neuer Einsichten in das Geheimnis des Geschichtswaltens Gottes gewandelt.

Wir müssen uns heute der Sicht Israels im Röm anschliessen und dürfen nicht beim Urteil im 1 Thess stehenbleiben. Dies sind wir Paulus selbst und Israel schuldig. Angesichts einer katastrophalen Geschichte des Hasses von Christen gegen Juden und ihrer Verfolgung durch Christen müssen wir heute in der Wertung Israels, im Bekenntnis der eigenen Schuld sowie in der Neuformulierung des theologischen Denkens noch weit über die Sicht des Paulus im Röm hinausgehen. Wir müssen ein biblisches und theologisches Denken entwickeln, das die christliche Feindschaft zu den Juden in den Wurzeln unterbindet. Wir haben Schuld abzutragen und Israel zu danken für seinen Glauben an Gott durch eine lange Geschichte von Leiden und Not. Wir haben Israel auch für seine Hoffnung auf den Messias zu danken und unseren Glauben an den Messias Jesus zuerst noch so zu denken und leben, dass wir Israel nicht beleidigen und verfolgen und uns die kritischen Anfragen nicht verbieten. Unsere eigene Geschichte mit Israel deckt wohl weit tiefer unseren Unglauben als unseren Glauben an den Messias Jesus auf. Wir sind nach fast 2000 Jahren christlichen Glaubens noch nicht fähig, diesen unter den christlichen Konfessionen und gegenüber Israel so zu leben, dass wir uns über allen Unterschieden in Frieden und Freundschaft und in bereits bestehender Gemeinschaft im Glauben erfreuen.

■ 5. Rückblick, zusammenfassende und aktualisierende Wertung

Nach 1 Thess 2,1-12 und auf dem Hintergrund möglicher Fehldeutung der Boten des Evangeliums und ihrer Botschaft dankt Paulus in 2,13 den Thessalonichern erneut, dass sie ihr Evangelium als Wort Gottes angenommen haben. Dies ist keineswegs selbstverständlich, denn es könnte auch als Wort von Menschen verstanden werden, die damit eigene Interessen verfolgen und nicht jene Gottes.

Ihre Evangeliumsverkündigung aber ist Gottes Wort mit der diesem Wort eigenen Energie, mit einer Kraft, die das Leben der Glaubenden verwandeln kann. Es bewährt sich insbesondere im Leiden, welches die Thessalonicher für ihre Treue zum Wort Gottes von ihren Mitbürgern zu erdulden haben. Darin werden sie als Gemeinde Gottes in Europa Nachahmer der Gemeinden Gottes in Judäa, welche von Juden verfolgt wurden. Die Gemeinde, welche Paulus und seine Mitarbeiter gegründet haben, wird in die Leidensgemeinschaft mit den ersten Gemeinden in Judäa berufen und bewährt sich darin wie jene. Leiden für und um des Wortes Gottes wird so zu einem Wesens- und Gütezeichen der Gemeinden Gottes in Christus Jesus, wo immer sie aus dem Wort der Boten des Evangeliums entstehen.

Leiden darf hier freilich nicht als selbstquälerischer oder gar krankhaft masochistischer Zug verstanden werden, welcher dem Glauben an das Wort Gottes gleichsam wesentlich angehört. Noch weniger werden hier Leiden verklärt, welche Glaubende und kirchliche Institutionen zu oft selbst bewirken. Hier sind jene Leiden angesprochen, welche Feinde des Volkes Gottes diesem antun, weil es in Treue zur Botschaft des Evangeliums steht und diese nicht aufgibt. Diese Leiden werden in verschiedensten Formen weiter zum Glauben an das Wort Gottes gehören, denn dieser Glaube grenzt aus der Gesellschaft und ihren gängigen Wertungen aus und kann für diese auch anstosserregend sein.

Unser Text kann nun freilich auch indirekt zeigen, dass in der Situation der Anfeindung der Glaubenden durch die Gesellschaft die Glaubenden selbst in der Gefahr stehen, einseitige Feindbilder aufzubauen und die Gegner zu verzeichnen und verzerren. Die äusserst harte Polemik des Paulus gegen die Juden in 2,15f. soll uns warnen, in neuen Situationen ähnlich undifferenziert und zornig die Gegner zu diffamieren. Auch Gegner haben in ihren Auffasungen eine eigene Würde, und ihre Feindschaft gegen den christlichen Glauben ist nur zu oft in erfahrenen Fehlformen dieses Glaubens mitbe-

[15] Zu Röm 9-11 und der Frage nach Israel vgl. weiter wenigstens Schnelle, Wandlungen (Anm. 14) 81-87; Zeller, Christus (Anm. 14) 267-275; P. Dschulnigg, Rabbinische Gleichnisse und das Neue Testament. Die Gleichnisse der PesK im Vergleich mit den Gleichnissen Jesu und dem Neuen Testament (JeC 12), Bern 1988, 155f.203f.296f. Die teils beträchtlichen Unterschiede im Verständnis von Röm 9-11 können hier nicht weiter diskutiert werden.

gründet. Es ist deshalb weit besser, Anschuldigungen gegen den christlichen Glauben nicht mit Apologetik und wilder Abwehr zu begegnen, sondern sie möglichst besonnen zu analysieren und sie in ihrem berechtigten Anliegen ernst und als Anlass zur Umkehr in fraglicher Verfasstheit des kirchlichen Glaubens zu nehmen.

Was die pauschale Beschimpfung der Juden in 2,15f. angeht, wird man zunächst Paulus historisch einiges Verständnis entgegenbringen. In der Situation der Verfolgung und Anfeindung von Juden sind harte Worte des Zornes psychologisch zu verstehen. Dennoch sind sie inhaltlich gerade rückblickend zutiefst zu bedauern, weil sie über die zutreffende Feindschaft einzelner Juden hinaus die Juden insgesamt über alle Massen beschimpfen und ihre Haltung gegenüber Jesus, den Propheten und urchristlichen Missionaren verzerren. Nicht die Juden haben Jesus getötet, sondern Römer, die an der Macht waren. Nicht *die* Juden haben *die* Propheten getötet, sondern einzelne Propheten sind durch führende Juden umgebracht worden. Nicht *die* Juden haben Paulus und seine Mitarbeiter verfolgt, sondern einzelne Juden haben in der Bevölkerung in Thessalonich die Feindschaft gegen sie geschürt, so dass sie fliehen mussten.

Diese wie andere feindselige und verallgemeinernde Angriffe gegen die Juden insgesamt haben freilich ihre Wirkung im Laufe der Geschichte nicht verfehlt. Mit der Umkehrung der Machtverhältnisse und der gesellschaftlichen Anerkennung der christlichen Religion haben sich die einst Verfolgten selbst zu teils leidenschaftlichen Verfolgern gewandelt und die Juden verbal und tätlich beschimpft und verfolgt. Eine traurige Blutspur des Hasses gegen die Juden ist durch die Geschichte der christlichen Kirche(n) hindurch zu beobachten. Angesichts dieser beschämenden Tatsache haben sich zuerst die Christen zu bekehren und ihre Schuld zu bekennen, bevor sie Israel anklagen und den Unglauben gegenüber Jesus beklagen.

Wir haben uns für derartige ntl. und noch mehr für viele weitere Beschimpfungen, Beleidigungen und Verzeichnungen der Juden zu entschuldigen und uns radikal neu zu besinnen. Auch Paulus selbst ist offensichtlich auf dem Hintergrund neuer Erfahrungen zu neuen Einsichten in die Bedeutung Israels in der Geschichte des Heils gekommen. Er hat spätestens in Röm 9–11 sein Urteil über die Juden grundlegend revidiert und auch die Ablehnung des Messias Jesus in diesem Volk neu gewertet und ihr einen positiven Platz im Heilsplan Gottes für alle Menschen zugeordnet. Gerade sie wurde für die Völker zum Heil, weil so das Evangelium zu den Völkern gelangte. Und für das endzeitliche Kommen des Messias Jesus vertraut er auf die Rettung Israels. Diese Sicht und dieses Vertrauen muss auch uns beseelen. Wir müssen alle Vorurteile gegen den Glauben Israels beiseite schieben, ihn neu kennen und schätzen lernen, die Wurzeln unseres Glaubens im Glauben Israels entdecken. Wir haben Israel für seine Treue im Glauben über Jahrhunderte des Leidens zu danken und unseren Glauben an den Messias Jesus neu aus jüdischem Geist zu beleben. Nur so werden wir zu einer neuen Sicht des christlichen Glaubens fähig, die seinen eigenen Wurzeln entspricht und Israels Glauben nicht verzerrt, beleidigt und entstellt.

Dies könnte auch ein Weg ökumenischer Besinnung und Erneuerung unter den christlichen Konfessionen werden, denn der Weg zu den atl.-jüdischen Quellen des christlichen Glaubens müsste auch sie zu klareren Wassern des Ursprungs führen.

Zu allererst aber sind wir dazu Israel selbst und dessen Glauben gegenüber verpflichtet, wir sind an diesem Volk in einer langen Geschichte der Feindschaft schwer schuldig geworden. Wir haben die Juden um Verzeihung zu bitten und noch viele Schritte auf sie zuzugehen, bis wir uns wieder in Freundschaft und ehrfürchtiger Liebe ins Gesicht sehen können.

Peter Dschulnigg

Peter Dschulnigg war Privatdozent an der Theologischen Fakultät Luzern und hat seit einem Jahr den Lehrstuhl für Neues Testament an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Ruhr-Universität Bochum inne

Berichte

Opfer im Judentum und im Christentum

Opfer, Gottesdienst und Gebet in Israel als Grundlagen jüdischer und christlicher Gottesbeziehung standen im Zentrum einer Studienwoche der Stiftung für Kirche und Judentum (SKJ). Unter den Referenten waren der Judaistik-Experte Professor Kurt Hruby, Paris, R. Josef Scheuer, rabbinisch diplomierter Lehrer und Erzieher in Basel, und Frau Dr. Ina Willi-Plein, Privatdozentin für Altes Testament in Basel. Die Studienwoche fand unter der Leitung von Pfarrer Dr. Thomas Willy im Evangelischen Zentrum Randolins/St. Moritz statt.

Die rund 40 Teilnehmerinnen und Teilnehmer an der Studienwoche befassten sich zunächst mit dem vielfältigen alttestamentlichen Opferbegriff. Es wurde deutlich, dass der Opferkult selbstverständlich zum Leben Israels gehörte, angefangen bei den Opfern von Kain und Abel, über Schlachtopfer an verschiedenen, zum Teil auch privaten Kultstätten bis hin zum Opferkult im zentralen Tempel in Jerusalem.

Die Zerstörung des Tempels und das Babylonische Exil (586-538) brachten eine Zäsur in die Entwicklung des Opferkultes. Es erfolgte eine Spiritualisierung des Opferbegriffs, wobei jedoch der Wiederaufbau des Tempels nicht in Frage gestellt wurde.

Die Kritik der Propheten an der Opfer- und Kultpraxis in Israel zielte letztlich nicht auf eine Abschaffung des Opfers, sondern richtete sich gegen nicht autorisierte Formen und das Auseinanderklaffen von Kult und sozialen Verhältnissen. Nicht um Kultelimination, sondern um Kultsublimierung ging es ihnen.

■ Der Opferbegriff im rabbinischen Judentum

In der rabbinischen Tradition ist die von Gott gegebene Tora Grundlage des Opferkultes. Die in der Tora aufgeführten Opfer sind: Brandopfer (ola), Speiseopfer (mincha), Sündopfer (chattat), Tieropfer (schelamim), Dankopfer (todah) usw. Der in der Mischna enthaltene Traktat «Tamid» präzisiert die Opfervorschriften. Darin heisst es zum Beispiel bezüglich der Schlachtung eines Opfertieres: «Der Kopf des Tieres blickt nach Westen (in Richtung des Allerheiligsten im Tempel). Der Priester legt die Hand auf den Kopf des Tieres und spricht ein Sündenbekenntnis.»

Im Urteil der rabbinischen Tradition hat das «immerwährende Opfer» kosmischen Sühnecharakter. Das täglich zweimal dargebrachte Opfer (Lämmer) wäscht die Sünden Israels ab. Es kommt aber auch Nicht-Juden zugute. Endzweck aller Opfer ist es, Frieden in die Welt zu bringen. Sie müssen in bussfertiger Gesinnung dargebracht werden. In der Endzeit werden ausser den Dankopfern alle Opfer aufhören.

■ Die spirituelle Komponente des Opfers

In mehreren Psalmen und in der Weisheitsliteratur kommt zum Ausdruck, dass Gott des Fleisches und Blutes der Tiere nicht bedarf. Was Gott gefällt, ist ein reines Herz

(Ps 51). Der jüdische Philosoph und Theologe Philon von Alexandrien (13 v. bis 45/50 n. Chr.) stellt den Gehorsam gegenüber dem Sittengesetz über die Erfüllung des Kultgesetzes. Ein wahres Opfer ist die Frömmigkeit einer Seele, die Gott liebt.

In der christlichen Urgemeinde werden die Wirklichkeit und das Wirken Christi auch vom biblischen Opfer her beschrieben. Die Gemeinde lebt aus dem Opfer Christi. Das Opferblut Jesu ist die Grundlage des erneuerten Bundes. Der Evangelist Johannes deutet den Tod Jesu als Sühnopfer «zur Vergebung der Sünden». In den Schriften des Apostels Paulus wird eine spiritualistische Verwendung des Opferbegriffs deutlich: Christus hat den Weg geöffnet zu einem Leben in Reinheit. Paulus spricht auch vom «Opferdienst an eurem Glauben». Der Hebräerbrief schildert den himmlischen Gottesdienst mit Christus als Hohepriester nach dem Bild des irdischen Gottesdienstes in Jerusalem. Die Überbietung des Irdischen durch das Himmlische bedeutet darum nicht Abschaffung, sondern Erfüllung und Überhöhung des irdischen Geschehens. Opfer wird auch verstanden als Selbsthingabe an Gott.

■ Messopfer/Abendmahl

Der Opfergedanke kommt erst allmählich zum Verständnis des Herrenmahles hinzu, wird aber nicht als etwas Fremdes empfunden. Irenäus von Lyon schreibt in «Adversus haereses» von den «Opfergaben» des neuen Bundes. Entscheidend für den Opferbegriff beim Herrenmahl ist Cyprian von Karthago und später Ambrosius von Mailand. Die Blütezeit der Messopfertheorie folgt nach dem Tridentinum als Reaktion auf die Reformatoren, die alle den Gedanken des Opfers beim Abendmahl verwerfen. Die Realpräsenz und der Sühnegedanke stehen im Zentrum der Messopfertheorie. Das Zweite Vatikanische Konzil hält am Opfercharakter der Messe fest.

Im theologischen Gespräch zwischen Katholiken und Protestanten ist heute in bezug auf die Frage des Opfergedankens beim Herrenmahl (Eucharistie) eine Annäherung erfolgt. So heisst es beispielsweise im Konvergenzdokument «Taufe, Eucharistie und Amt» (Lima-Papier), das 1982 von der Kommission für Glauben und Kirchenverfassung des Ökumenischen Rates der Kirchen (ÖRK) verabschiedet wurde: «Die Eucharistie ist das Gedächtnis des gekreuzigten und auferstandenen Christus, d. h. das lebendige und wirksame Zeichen seines Opfers, das ein für allemal am Kreuz vollbracht wurde und das weiterhin für alle Menschen wirksam ist.» *Evelyne Graf*

Die Theologin Evelyne Graf arbeitet bei der KIPA (Internationale Katholische Presseagentur) als Inlandredaktorin

■ Stiftung für Kirche und Judentum

Die Stiftung für Kirche und Judentum (SKJ) hat es sich zur Aufgabe gemacht, die jüdische Wurzel des christlichen Glaubens in Kirche und Theologie, Gemeinden und Pfarreien zur Geltung zu bringen. Sie fördert das Bewusstsein für die bleibende Berufung des jüdischen Volkes und pflegt von daher die Verbindung zur jüdischen Gemeinschaft. 1830 in Basel «aus Liebe zu Jesus Christus und seinem jüdischen Brudervolk» gegründet, wirkt sie heute in der Schweiz, Südwestdeutschland und Frankreich und unterhält Kontakte zum osteuropäischen Judentum. In Israel, als Zentrum modernen jüdischen Lebens, unterstützt die Stiftung für Kirche und Judentum ein Heim für behinderte Kinder, ein Heim für Sozialwaisen und Projekte zur Förderung der jüdisch-arabischen Koexistenz.

Dokumentation

An die Priester zum Gründonnerstag 1992

«Ich bin der wahre Weinstock, und mein Vater ist der Winzer» (Joh 15,1)

Liebe Mitbrüder im Priesteramt!

1. Gestattet mir, dass ich Euch heute diese Worte des Johannesevangeliums in Erinnerung rufe. Sie sind mit der Liturgie des Gründonnerstages verbunden: «Es war vor dem Paschafest. Jesus wusste, dass seine Stunde gekommen war» (Joh 13,1); er wusch seinen Jüngern die Füsse und sprach dann in besonders vertraulicher und herzlicher Weise mit ihnen, wie der johanneische Text berichtet. In dieser Abschiedsrede finden wir auch das Gleichnis vom Weinstock und den Reben: «Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben. Wer in mir bleibt und in wem ich bleibe, der bringt reiche Frucht» (Joh 15,5).

Auf eben diese Worte Christi möchte ich mich an diesem Gründonnerstag im Jahr des Herrn 1992 beziehen und der Kirche das Apostolische Schreiben über die Priesterausbildung anempfehlen. Es ist Frucht der kollegialen Arbeit der Bischofssynode vom Jahre 1990, die gänzlich diesem Thema gewidmet war. Wir haben gemeinsam ein gleichermassen erwünschtes und notwendiges Dokument des kirchlichen Lehramtes erarbeitet und darin die Lehre des II. Vatikanischen Konzils wie auch die Rückbesinnung auf die Erfahrungen von fünfundzwanzig Jahren seit dessen Abschluss aufgenommen.

2. Ich möchte heute diese Frucht des Gebetes und des Nachdenkens der Synodenväter Christus zu Füssen legen, dem Priester und Hirten unserer Seelen (vgl. 1 Petr 2,25). Gemeinsam mit Euch möchte ich diesen Text vom Altar des einzigen und ewigen Priestertums des Erlösers entgegennehmen, das beim letzten Abendmahl auf sakramentale Weise unser Anteil geworden ist.

Christus ist der wahre Weinstock. Wenn der Ewige Vater auf dieser Welt seinen Weinberg bestellt, so tut er es in der Kraft der Wahrheit und des Lebens, die im Sohn ist. Darin liegen der nie endende Beginn und der unerschöpfliche Quell der Formung eines jeden Christen und in besonderer Weise jeden Priesters. Versuchen wir, uns dessen vor allem am Gründonnerstag neu bewusst zu werden, zusammen mit der unabdingbaren Bereitschaft, unter dem Wirken des Geistes der Wahrheit in Christus bleiben zu können und so reiche Frucht zu bringen vermögen im Weinberg des Herrn.

3. Vereinigen wir uns in der Gründonnerstagsliturgie mit allen Hirten der Kirche und danken wir für das Priestertum, an dem wir Anteil haben. Beten wir gleichzeitig dafür, dass die vielen, die die Gnade der Berufung erreicht, in aller Welt diesem Geschenk entsprechen mögen, so dass es der grossen Ernte nicht an Arbeitern fehle! (vgl. Mt 9,37).

Aus diesem Wunsch heraus richte ich an alle einen herzlichen Gruss mit meinem Apostolischen Segen.

Aus dem Vatikan, am 29. März – dem vierten Fastensonntag – des Jahres 1992, dem vierzehnten meines Pontifikates.

Johannes Paul II.

Pastoral

Die Evangelienverkündigung in der Osterzeit

Zweiter Sonntag der Osterzeit: Joh 20,19–31

■ 1. Kontext und Aufbau

Die liturgische Perikope umfasst nach 20,1–18 den Hauptteil der johanneischen Osterverkündigung. Der Text schliesst an die Grabesperikope an (vgl. die Zeitangabe in 20,19), setzt diese inhaltlich jedoch nicht voraus: Aus dem Grabgang der Jünger (vgl. 20,3–10) sowie aus der Verkündigung der Maria von Magdala (20,18) sind keine Konsequenzen gezogen.

Der Textabschnitt gliedert sich in drei Texteinheiten: 20,19–23 ist die Begegnung des Auferstandenen mit seinen Jüngern am Osterabend erzählt. Die Thomasepisode (20,24–29) ist davon zeitlich abgehoben, setzt jedoch die Ereignisse des Osterabends voraus und nimmt darauf entsprechend Bezug (vgl. bes. 20,25, sowie die parallelisierende Formulierung von 20,26 mit 20,19). 20,30–31 ist als Nachwort des Evangelisten zu verstehen, das, ausgehend von 20,28b, nochmals das gesamte Evangelium in den Blick nimmt.

Die Erscheinungserzählung vom Osterabend kann in zwei Abschnitte (20,19–20.21–23) gegliedert werden; sie sind strukturell und inhaltlich weitgehend parallelisiert. Die Thomasepisode entwickelt sich in zwei Szenen: Die erste enthält ein Gespräch zwischen den Jüngern und Thomas (20,24–25). In der zweiten wird die Begegnung des Auferstandenen mit Thomas dargelegt (20,26–29).

■ 2. Aussage

Bevor der Verfasser auf das Kommen Jesu eingeht, formuliert er ausführlich Zeitangaben und Disposition der Jünger (20,19). Es fällt auf, dass der Verfasser diese Hauptaussage sehr knapp und alltäglich ausdrückt. Er vermeidet zunächst jeden Hoheitstitel, Jesu Auftreten wird als ein «Kommen» umschrieben. Die anstelle des Grusses vermerkte Friedenszusage sichert den Jüngern Heil und Gemeinschaft mit Gott – im vollen Sinn des hebräischen *salom* – zu (vgl. dazu 14,27; 16,33). Die nominale Wendung ist hier und 20,21 im Indikativ zu übertragen (also: Friede *ist* mit euch!). Diese Zusage des *salom* ist das erste Wort des Auferstandenen an seine Jünger. Es ist gleichsam interpretativ verbunden mit dem Zeigen/Enthüllen von Hände und Seite(nwunde). Damit ist zunächst die Identität mit dem Gekreuzigten ausgesagt. Im Sehen der Hände und Seitenwunde erkennen die Jünger Jesus als den Kyrios. Das aber bedeutet: Da sich der Gekreuzigte den Jüngern als ein neu Lebender offenbart und ihnen zugleich *salom* zuspricht, ist dies Ansatzpunkt für ihre Begegnung mit dem Kyrios. «Den Herrn sehen» ist die johanneische Umschreibung für die Osterbotschaft (vgl. 20,18, sowie 20,25). Damit wird jener johanneische Gedanke weitergeführt, dass sich im Öffnen der Seitenwunde Jesu (vgl. 19,34) die Fülle neuen Lebens für die Jünger anbahnt (vgl. dazu deutend 7,37–39, sowie als Hintergrund Jes 12,3 und Ez 47,1–12). Die Freude der Jünger erinnert an 16,20.22. In der Begegnung mit dem Auferstandenen ereignet sich eine Umkehr des Jüngerverhaltens; aus ihrer Furcht wird Freude.

Das zweite Jesuswort (20,21) wird ebenfalls durch die Friedenszusage eröffnet. Die Wiederholung ist Beginn einer vertiefenden Weiterführung, die in zwei Schritten vorgelegt wird: Die erste Konsequenz ist die Sendung der Jünger. Die typisch johanneische Struktur dieser Aussage (vgl. ähnlich auch 6,57; 10,14–15; 15,4.9; 17,18.21) verklammert die Sendung der Jünger mit jener Jesu und verweist auf den Vater als dem ursächlichen Subjekt agens der gesamten Aussage: Aus seinem Handeln gegenüber dem Sohn entspringt das Handeln des Sohnes gegenüber seinen Jüngern. Die Jünger sind so hineingenommen in das innergöttliche Handeln; dieses ist zugleich Massstab für ihren Auftrag und ihr Tun. Vor diesem Hintergrund erhält die Zusage des *salom* ihre entscheidende Bedeutung. Die zweite Folgerung wird mit einer nonverbalen Kommunikation eingeleitet (20,22). Das nur hier in NT verwendete Verb «einhauchen» begegnet Gen 2,7 als Ausdruck für die Gabe des Lenbensodems an den Menschen. Die nachfolgend angesprochene Geistbegabung ist als Grundlage eines neuen Lebens zu verstehen. Die Jesusrede verdeutlicht dies. Aufgrund des Ostergeschehens gibt der Auferstandene jenen Geist, von dem er selbst erfüllt war (vgl. 1,32.33) und den er am Kreuz dem Vater (zurück)gegeben hat (vgl. 19,30), nunmehr seinen Jüngern als Grundlage für ihre Sendung. Es ist jener Geist, den die Welt nicht aufnehmen kann (so 14,17), der aber zum Zeugnis befähigt (15,26) und in die ganze Wahrheit einführt (16,13, vgl. 14,26). Anhand eines konkreten Bezugs zur Gemeindewirklichkeit wird 20,23 erläutert, was dies bedeutet. Aufgrund von Sendung und Geistbegabung übernehmen die Jünger die Vollmacht, Gottes Heil zuzusagen – womit die Zusage des *salom* konkretisiert ist. Die parallel formulierte negative Aussage («... behalten») verweist auf die auch für die johanneische Gemeinde vorstellbaren Grenzen. Die Erzählung bleibt ohne szenischen Abschluss. Das Wort des Auferstandenen bildet den Höhepunkt.

Das Jüngergespräch

Ohne besondere Überleitung ist das Jüngergespräch zwischen Thomas und den anderen Jüngern angefügt. Ein Zeitpunkt dafür wird nicht vermerkt. Thomas wird ausdrücklich als Mitglied des Zwölferkreises vorgestellt (20,24). Ein Grund für sein Fehlen ist nicht benannt; seine Absenz dient erzählerisch vielmehr als Voraussetzung für die Formulierung der Osterbotschaft ihm gegenüber (20,25a). Die Reaktion des Thomas (20,25b) erfolgt in einem dreifachen Redeschritt, der die Konditionen für seinen Glauben unter emphatisch negativen Vorzeichen («wenn nicht... dann nicht») benennt. Die genannten Voraussetzungen bilden inhaltlich und der Form der Wahrnehmung nach einer Steigerung. Sie setzen 19,34 und 20,20 voraus: Die Akzeptanz der Osterverkündigung ist also an sinnfällige Bedingungen geknüpft, die sich auf die Identität des Auferstandenen mit dem Gekreuzigten (Nägelmale sehen), auf das Nachprüfen der Kreuzigung (Nägelmale betasten) und die Überprüfung des Todes (Seitenwunde begreifen) beziehen. Die Episode ist ohne weitere Jüngerreaktion abgeschlossen.

Der zeitliche Bezugspunkt von 20,26 ist vermutlich 20,19. Obwohl dies nicht zwingend ist, legt es sich durch die Anspielungen in der Formulierung nahe. Die Jünger werden ausdrücklich Jesus zugeordnet (anders 20,19.20b.25). Die Anwesenheit des Thomas ist vermerkt; dies erhöht das Spannungsmoment. Die Friedenszusage parallelisiert die Szene zu 20,19–20. Mit einer neuerlichen Redeeinleitung wendet sich Jesus dem Thomas zu (20,27). Die vier Imperativsätze greifen die Bedingungen des Thomas der Sache nach auf; die Formulierung ist leicht abgewandelt, die dritte Kondition ist in zwei Imperative entfaltet. Die Anweisungen münden in das Verbot, die bisherige Haltung des Unglaubens fortzusetzen. Der Auferstandene geht also äusserlich auf die Bedingungen des Thomas ein, vermittelt ihm aber zugleich eine tiefere Botschaft: Im Sehen der Hände soll Thomas Tod und Auferstehung Jesu begreifen; die Hand in der Seitenwunde soll Thomas in jenes Geschehen miteinbeziehen, das von dort ausgeht.

Als Konsequenz kann Thomas 20,28 seinen Glauben formulieren. Die semitisch geprägte Aussage dient als vorwiegend alttestamentliche Gottesanrede (vgl. Ps 35,23; 30,3; so auch Offb 4,11). Der Bezug zum entsprechenden Kaisertitel ist eher abzulehnen. Das Bekenntnis des Thomas beinhaltet im Titel Kyrios den von Maria von Magdala und von den Jüngern formulierten Osterglauben. Die im JohEv einzigartige Weiterführung mit der Gottesbezeichnung vertieft das Osterbekenntnis und beleuchtet dessen gesamte Dimension, die freilich bereits 1,1.14.18 angeklungen war. Das Bekenntnis ist nicht objektiviert, sondern in persönliche Beziehung zum Sprechenden gesetzt («*Mein*... »), da es personale Beziehung stiftet. Das Thomaswort ist in der Reihe der Christusbekenntnisse im JohEv das letzte und zugleich deren Höhepunkt. Die Antwort Jesu (20,29) analysiert zunächst den Vorgang: Vom Sehen ist Thomas zum Glauben gekommen. Davon ist der nachfolgende, als Nominalsatz formulierte Makarismus inhaltlich abgehoben. Wer als nicht Sehender zum Glauben kommt, wird selig gepriesen, das heisst: ihm wird die Gottesgemeinschaft zugesprochen. Diese auf den Leser des Evangeliums bezogene Aussage unterstreicht, dass der Glaube an den Auferstandenen nicht auf Bedingungen und auf sinnfälligen Beweisen beruht, sondern auf dem apostolischen Zeugnis der Augenzeugen (vgl. in diesem Sinn 20,25).

Mit seinem Schlusswort rekapituliert der Evangelist nochmals sein gesamtes Werk. Der Hinweis auf die Zeichen (20,30) greift zurück auf 2,1–11. Nach 2,11 sind sie als Grundlage für den Glauben zu verstehen. Der Gedanke verbindet zu 20,31. Das Motiv des Verfassers ist ein zweifaches. Seine Schrift soll (als Darlegung der Zeichen) Grundlage des Glaubens an den Auferstandenen sein. Dieses Zeugnis, das bereits 1,1–18.19–34 angedeutet ist, umspannt die Evangelienschrift und soll für die Adressaten erkennbar werden. Aufgrund einer solchen Glaubenshaltung sollen sie Zugang zum Leben haben, also zum dynamischen Austausch in der Teilhabe am innergöttlichen Lebensvollzug (vgl. 10,10).

■ 3. Bezüge zu den Lesungen

Die erste Lesung (Apg 5) verdeutlicht insbesondere das Motiv der glaubensfördernden Zeichen, die durch den Auferstandenen gewirkt werden. Die zweite Lesung (Offb 1) beschreibt in apokalyptischer Sprache die Selbstoffenbarung des Auferstandenen. Unmittelbare Bezüge über die Grundgemeinsamkeit der Osterthematik hinaus sind nicht erkennbar.

Dritter Sonntag der Osterzeit: Joh 21,1–19

■ 1. Kontext auf Aufbau

Das sogenannte Nachtragskapitel wurde nach dem Tod der Gemeindeautorität der Adressaten, also des geliebten Jüngers, verfasst; es soll vornehmlich dessen Tod deuten (vgl. 21,20–23). Überdies bedenkt der Text im Rahmen einer Ostergeschichte die Stellung des Petrus in der Kirche. Aufgrund der Handschriftenlage ist eine Datierung spätestens auf Beginn des 2. Jh. geboten.

Die liturgische Perikope umfasst den Hauptteil des Kapitels. Eine Überleitung zu 20,31 wird nicht versucht, hingegen wird ein Anschluss an die bisherigen Ostererzählungen angedeutet (vgl. 21,1.14). Nach der Darstellung des versuchten Fischfangs (21,1–3) erfolgt der Fischfang auf Anweisung des Herrn (21,4–8). Dies ist der Hintergrund für die Begegnung der Jünger mit Jesus und ihr gemeinsames Mahl (21,9–14). Von der Mahlszene abgehoben ist das Gespräch des Auferstandenen mit Simon (21,15–19).

■ 2. Aussage

21,1 macht neben den äusseren Angaben deutlich, dass die nachfolgende Erzählung den Charakter einer Offenbarung Jesu hat. Der Ortswechsel gegenüber Kap. 20 wird nicht erklärt. Die Benennung der Jüngergruppe in der vorliegenden Zusammensetzung (21,2) ist singulär im NT. Ausführlich ist die Absicht des Fischens beschrieben (21,3); demgegenüber erfolgt die Konstatierung der Erfolglosigkeit in knapper Form.

Die Unerkennbarkeit Jesu (21,4) erinnert an 20,14–15. Die Frage Jesu nach Nahrung (21,5) erscheint überaus menschlich. Sie ist jedoch literarische Voraussetzung für die folgende hoheitsvolle Anweisung (21,6). Der aussergewöhnliche Fang wird erst später in seiner Dimension kommentiert (vgl. 21,11). Er ist für den geliebten Jünger der Hintergrund dafür, Jesus als den Kyrios zu erkennen (21,7). Die Konsequenzen aus dieser ihm mitgeteilten Einsicht zieht Simon Petrus. 21,8 schliesst die Szene ab. Für das Folgende ist es wichtig, dass die Jünger und die Fische gut an Land sind.

Wieso ein Kohlenfeuer brennt und woher Fisch und Brot stammen (21,9, vgl. widersprüchlich dazu die Frage in 21,5!), wird nicht erklärt. Die Aufforderung Jesu zum Heranbringen der Fische (21,10) bietet dem Verfasser die Gelegenheit, den Fund in seinem Umfang und in seiner Eigenart zu kommentieren (21,11). Die Zahl der Fische ist wohl mit einer nicht mehr erklärbaren Symbolbedeutung verbunden. Zugleich will die genaue Angabe den Eindruck der Authentizität erwecken. Die Mahlszene (21,12–13) bleibt geheimnisvoll und distanziert, obwohl das Teilen der Gaben auf die innere Gemeinschaft hinweist. Dem Verfasser scheint demgegenüber der Hinweis auf die Mehrmaligkeit der Offenbarung des Auferstandenen (21,14) bedeutungsvoller.

Das Zwiegspräch zwischen Jesus und Simon Petrus ist in drei Schritte gegliedert. Nachdem der erste Dialogschritt wiederholt wird, vertieft der dritte Schritt das Bisherige. Die Dreimaligkeit könnte auf die dreimalige Verleugnung Jesu durch Petrus anspielen (vgl. 18,15–18.25–27) – was sich auch vom Inhalt der Jesusfrage (21,15) her nahelegt. Liebe ist Ausdruck und Zeichen für Gemeinschaft, zugleich auch Zeichen der Jüngerschaft Jesu (vgl. 13,34–35). Ein Mehr an Liebe (21,15) verweist auf die Bereitschaft zum gemeinsamen (Todes)schicksal (vgl. 15,12–13). Dieses Mass an Übereinstimmung befähigt den Jünger, in der Sorge um die Schafe (21,16) die Aufgabe des Hirten zu übernehmen (vgl. 10,11–16). Die Erweiterung der dritten Antwort des Simon (21,7) spielt vermutlich nochmals an die Verleugnung und die wohl mit dem Ostergeschehen verbundene Umkehr des Petrus an. Der 21,17 wörtlich wie 21,16 formulierte Auftrag Jesu an Petrus wird durch einen Amen-Spruch erweitert. Die Einleitung verweist auf die Grundsätzlichkeit der Aussage, die im Bild entfaltet wird und auf die mit der Jüngerschaft verbundene Eigenart der Proexistenz verweist (21,18). Diese führt – gemäss dem deutenden Verfasserkommentar 21,19a – bis in den (gewaltsamen) Tod. Die Formulierung des Verfasserkommentars erinnert an 18,32. Dies sowie die Deutung des Todes als Verherrlichung Gottes stellen erneut eine enge Verbindung zu Person und Schicksal Jesu her (vgl. z. B. 17,1). Der angefügte Nachfolgebefehl (21,19b) ist eine folgerichtige Konsequenz. Die gleiche Wendung begegnet bereits 1,43. Nachfolgen ist die Haltung der Schafe gegenüber ihrem Hirten (vgl. 10,4.5) sowie dessen, der Jesus dienen will (vgl. 12,26). Dies wird dem Petrus für die Zeit nach der Passion angekündigt (13,36), da sich seine Nachfolge in der Passion als nicht tragfähig erweist (vgl. 18,15). Mit der Anweisung an Simon Petrus ist zugleich eine (rückblickende) Deutung seines Lebens(schicksals) gegeben.

■ 3. Bezüge zu den Lesungen

Die erste Lesung (Apg 5) thematisiert das Ostergeschehen und bietet zugleich einen Hinweis darauf, was Schicksalsverbundenheit mit dem Auferstandenen bedeuten

kann. Die Doxologie der zweiten Lesung (Offb 5) bietet keine unmittelbaren Anknüpfungspunkte zum Evangelium.

Walter Kirchschläger

Walter Kirchschläger, Professor für Exegese des Neuen Testaments an der Theologischen Fakultät Luzern, schreibt für uns während des Lesejahres C regelmässig eine Einführung zum kommenden Sonntagsevangelium

Evangelisierung der Schweiz?

Im Anschluss an das Projekt «Konfessionelle Pluralität, diffuse Religiosität, kulturelle Identität in der Schweiz», das für die Schweiz erstmals eingehende und sozialwissenschaftlich erhobene und ausgewertete Daten zur religiösen und weltanschaulichen Situation der Wohnbevölkerung und zum Stellenwert der Kirchen in der Gesellschaft ergab, befasste sich eine ökumenische, unter dem Patronat der Schweizer Bischofskonferenz und des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes stehende Tagung mit der Fragestellung «Evangelisierung in der Schweiz. Perspektiven für die Zukunft der Kirchen». Eröffnet wurde die Tagung vom Programmleiter des Nationalen Forschungsprogramms 21 «Kulturelle Vielfalt und nationale Identität», Prof. Georg Kreis, denn das religionssoziologische Projekt war eines der 50 Projekte dieses Forschungsprogramms, das wie alle Nationalen Forschungsprogramme einen praktischen Nutzen anstrebt und deshalb «Umsetzungs-Tagungen» begrüsst. Aufgrund seiner Kenntnis der Ergebnisse des gesamten Forschungsprogrammes charakterisierte Georg Kreis die schweizerische Gesellschaft mit Begriffen wie neue Unüberblickbarkeit und Widersprüchlichkeit; so seien die allgemeineren Verbindlichkeiten in der Gesellschaft zurückgegangen, der und die einzelne wähle selber aus, und zugleich sei ein neuer Rigorismus aufgekommen, wie er sich etwa in fundamentalistischen Bewegungen äussert. Der Mensch sei ein «homo varius» geworden und auch der «homo psychologicus» wie der «homo religiosus» sei variabel geworden.

■ Nicht «Säkularisierung», sondern «Individualisierung»

In einem ersten Arbeitsteil wurden unter dem Titel «Religiöse Vielfalt, kirchliche Bindung und kulturelle Identität in der Schweiz» Ergebnisse des Projektes referiert, und zudem wurde mit den Tagungsunterlagen eine schriftliche Vorstellung abgegeben; weitere Ergebnisse werden (noch) in Aufsätzen verhandelt, und eine Gesamtdarstellung wird Mitte Jahr in Buchform erscheinen (Jeder ein Sonderfall? Religion in der Schweiz, zu bestellen beim SPI, Postfach 909, 9001 St. Gallen). Als Moderator dieses Teils erinnerte der Berichterstatter an die Anfänge des Projektes: entwickelt wurde es vom Schweizerischen Pastoralsoziologischen Institut (Dr. Alfred Dubach) und vom Institut d'Ethique Sociale (Prof. Roland J. Campiche) aufgrund von Gesprächen mit der Evangelisch/Römisch-katholischen Gesprächskommission, die auf der Suche nach den «nicht-theologischen» Faktoren der Trennung war; ein Ergebnis des Projektes ist für den Moderator, dass auch die «theologischen» Faktoren der Trennung nicht mehr sind, was sie waren.

Denn ein überraschendes Ergebnis des Projektes ist vor allem in der Dimension «religiöser Orientierungen» auszumachen. Aufgrund einer breit formulierten Frage nach religiösen Orientierungen – die repräsentative Umfrage beruht auf Interviews mit 1315 Personen aus der ganzen Schweiz – ergab sich eine statistisch konstruierte «Typologie religiöser Orientierungen» mit Anteilen, die den Kirchen zu denken geben (müssen):

7 % Exklusive Christen

Dieser Typus schliesst neben seiner hohen Zustimmung zu christlichen Glaubensaussagen andere religiöse Orientierungen aus; nicht nur atheistische Aussagen, auch neureligiös-synkretistische Vorstellungen werden entschieden abgelehnt.

25 % Allgemein-religiöse Christen

Dieser Typus akzeptiert zugleich mit dem christlichen Glauben auch andere religiöse Aussagen; so wird die Auferstehung Jesu Christi hier verbunden mit der Vorstellung einer Wiedergeburt der Seele (Reinkarnation), oder das Bild Gottes in Jesus Christus wird ergänzt durch einen ewigen Kreislauf zwischen Mensch, Natur, Kosmos.

51 % Religiöse Humanisten

Dieser Typus führt die christliche Gottesvorstellung mit anderen religiösen Quellen zusammen, während sich die religiöse Deutung des Todes am Christentum orientiert und alternative Todesdeutungen abgelehnt werden.

12 % Neu-Religiöse

Dieser Typus ist auf die christlichen Glaubensvorstellungen nicht mehr ansprechbar, aber er orientiert sich an einer allgemein-transzendenten Vorstellung von einer «höheren Macht» und deutet den Tod mit Hilfe nichtchristlicher religiöser Vorstellungen.

4 % Humanisten ohne Religion

Dieser Typus ist – wie jene der «Religiösen Humanisten» und der «Neu-Religiösen» – auf die Forderung nach «Solidarität und Gleichberechtigung unter allen Menschen» besonders ansprechbar; diese Forderung ist jedoch von jeder religiösen Glaubensvorstellung abgelöst.

Dabei ist die religiöse Orientierung von der konfessionellen Zugehörigkeit und der religiösen Praxis (Sonntagskirchgang) abhängig: Der Typus «exklusive Christen» ist praktisch an den Sonntagskirchgang gebunden, während die «allgemein-religiösen Christen» zeigen, dass «die volksreligiöse Tradition» – mit ihrer Offenheit für verschiedene religiöse Quellen und Aktivitäten – bei den Katholiken bis heute nachwirkt. Mit wachsendem Abstand zur kirchlichen Praxis gleichen sich dann aber die Orientierungen von Katholiken und Reformierten einander an.

Abhängig ist die religiöse Orientierung aber auch von Alter, Geschlecht und Berufstätigkeit. Jüngere Schweizer und Schweizerinnen orientieren sich überdurchschnittlich «neu-religiös» und «humanistisch», berufstätige Frauen überdurchschnittlich «neu-religiös».

Auch die Dimension «Bindung an die Kirchen» erbrachte ein differenziertes Ergebnis, weil die Frage war, ob sich auch in den Kirchen eine «Mitgliedsrolle» herausbilde, wie sie heute für die Beziehungen zu anderen Organisationen in unserer Gesellschaft charakteristisch ist. Auch hier wurde statistisch eine Typologie konstruiert, woraus sich als «Typen der Kirchenbindung» ergaben:

19 % Anhänger

Dieser Typus ist Mitglied um der gemeinsamen Sache willen mit einem starken Zugehörigkeitsgefühl und schwach ausgeprägtem Kosten-Nutzen-Denken.

23 % Anhänger/Kunde

Dieser Typus verbindet eine hohe normative und affektive Bindung an die Kirche mit einem Nutzen der Kirchenmitgliedschaft.

33 % Kunde

Dieser Typus motiviert seine Kirchenbindung mit Leistung und Gegenleistung, wie sie in der Wahrnehmung auch anderer Organisationen vorherrscht.

24 % Nominelles Mitglied

Dieser Typus ist weder normativ noch emotional an die Kirche gebunden noch spielen für ihn Kosten-Nutzen-Erwägungen eine Rolle.

Bei den Korrelationen fällt eine hohe Entsprechung von Kirchenbindung und religiöser Orientierung auf: Mit hoher kirchlicher Verbundenheit geht eine intensive christliche Gläubigkeit so einher, dass ein explizites «Christentum ausserhalb der Kirchen» eher unwahrscheinlich scheint.

Anderseits ist von der Kirchenbindung und der Mitgliedschaftsmotivation die Einschätzung der öffentlichen Rolle der Kirchen in der schweizerischen Gesellschaft abhängig. Wohl steht bei allen Typen die Diakonie an einzelnen im Vordergrund der Wahrnehmung und Erwartung. Wird die Diakonie indes politisch, wird sie besonders von «Kunden» und «nominellen Mitgliedern», aber auch von «Anhängern» (eher) nicht dem Kompetenzbereich der Kirchen zugeordnet.

In einer dritten Dimension wurde Auskunft erwartet über die Bedeutung der Konfessionen für die Bildung und Erhaltung der kulturellen Identität, nachdem in der jüngsten Vergangenheit die Konfessionen «konfessionelle Milieus» (wie die «katholische Sondergesellschaft») herausgebildet hatten. Dabei bestätigte sich die Vermutung, dass die «konfessionellen» von «religiösen» Milieus abgelöst werden: Kirchgänger erweisen sich durchschnittlich als – im Sinne eines Festhaltens an traditionellen Werten – konservativer, bewerten vorgegebene Beziehungen und öffentliche Aufgaben höher und zeigen eine grössere Spendenaktivität. Kirchennahe Katholiken und Reformierte lassen sich so durch gemeinsame Wertvorstellungen und Lebensformen kennzeichnen, die sich von jenen kirchendistanzierter oder kirchenferner Katholiken und Reformierter unterscheiden; es gibt also eine (religiöse) Kultur der Kirchgänger, die sich von jener der Nichtkirchgänger unterscheidet.

Diese Ergebnisse wurden an der Tagung von den beiden Projektleitern unter verschiedenen Gesichtspunkten referiert. Roland J. Campiche vermittelte einen Überblick über das gesamte Projekt, wobei er besonders den Bedingungen der religiösen Identitätsbildung des und der einzelnen nachging. Denn die Religion in der Moderne sei nicht auf den Begriff der «Säkularisierung» zu bringen, sondern unter den modernen Bedingungen (Modalitäten) des Aufbaus von Religion («recomposition de la religion») zu verstehen. Unter diesen Bedingungen würden beispielsweise für besondere Lebensprobleme besondere Lösungen gesucht und also auch die Inhalte des Glaubens individuell zusammengesetzt («bricolage»). Anderseits werde der Glaube nicht schlechthin privatisiert, wohl aber in seiner sozialen Rolle beschränkt. Weil zwischen Religion und Gesellschaft nach wie vor ein Zusammenhang besteht, ist weiter zu fragen, wohin die Dynamik des religiösen Aufbruchs («redéploiement») führen könnte und wie das – gelockerte – Verhältnis zwischen Kirchen und Staat sich weiterentwickeln soll.

Alfred Dubach bedachte einige Ergebnisse des Projektes unter dem Gesichtspunkt der «Individualisierung der Religion», wobei er mit «Individualisierung» vor allem die «individuell-autonome Religiosität» sowie das «selbstbestimmt-pragmatische Verhältnis zu den Kirchen» meinte. Beide Elemente charakterisierte er insofern als Kennzeichen moderner Religiosität, als Religion unter den Bedingungen der Moderne zunehmend «nur mehr im Medium von Subjektivität oder gar nur als Subjektivität darstellbar» ist bzw. mit der Modernisierung auch der Bedarf nach religiöser Selbstthematisierung zugenommen hat. Deshalb erstaunt ihn auch die neu-religiöse Orientierung nicht, weil gerade «über esoterische Inhalte ein Programm der Selbstentdeckung und Selbstthematisierung angeboten wird». Auch die Vervielfältigung religiöser Orientierungen hat damit zu tun; denn «Religion und auch Christentum artikuliert sich... nicht mehr als ein geschlossenes konsistentes thematisches Ganzes». So findet die Entgrenzung der Konfessionen durch Vervielfältigung religiöser Lebensentwürfe statt.

■ Evangelisierung in der Moderne

Vor diesem Hintergrund ging der anschliessende zweite Arbeitsteil der Frage nach: «Eine neue Evangelisierung in der Schweiz? Christentum und Kultur im modernen Pluralismus». Im Hauptreferat wurde von Kardinal Paul Poupard, dem Präsidenten des Päpstlichen Rates für die Kultur, unter dem Titel «Die neue Evangelisierung. Die Inkulturation im Herzen der Mission» eine römisch-katholische Sicht vorgetragen. Evangelisierung bedeute, das Evangelium als Zeugnis der Liebe verkünden und es dem Menschen unter den Bedingungen seiner Kultur anbieten: damit es jeglichen Menschen, den ganzen Menschen und alle Menschen erreiche. Weil der Mensch im Evangelium die Fülle seines Seins und den Sinn seines Lebens findet, gehören Glauben und Kultur innerlich zusammen. «Ein Glaube, der nicht Kultur wird, ist ein Glaube, der nicht ganz aufgenommen, nicht ganz durchdacht und nicht treu gelebt ist» (Johannes Paul II.).

Mit zahlreichen Zitaten belegte Kardinal Poupard eine Kontinuität im Missionsverständnis der Päpste von Benedikt XV. bis Johannes Paul II.: Das Herz der Missionstätigkeit ist eine Evangelisierung, die die einheimischen kulturellen Werte respektiert. Im Zusammenhang einer Erneuerung der Evangelisierung bzw. einer neuen Evangelisierung betont Johannes Paul II. besonders die Chance, die sie für Europa und die Welt bedeutet. Die Bischofssynoden bezeichnen die Evangelisierung als Begegnung der Frohbotschaft mit den Kulturen, die sich dadurch auch verändern. «Diese Begegnung hat eine innere Umformung der authentischen kulturellen Werte durch ihre Integration ins Christentum und die Verwurzelung des Christentums in den verschiedenen menschlichen Kulturen zur Folge» (Bischofssynode für Afrika).

Im ersten Koreferat bedachte Klaus Wegenast als Praktischer Theologe (Universität Bern) unter dem Titel «Neuevangelisierung der Schweiz? Neun Thesen zu einem differenzierten Problem» eingehender die gesellschaftlichen Bedingungen «der Evangelisation in der Postmoderne». Dazu rechnet er namentlich die immer stärker hervortretende Individualisierung der Wertorientierungen und das sich immer mehr partikularisierende Sozialgefüge, die kaum mehr überschaubare Komplexität gesellschaftlicher Strukturen, die Schwächung verfasster Lebensräume und darin den Verlust von Räumen für gemeinsames Erfahren und Handeln. Die Gefahr für die Kirchen bestehe darin, «zwischen einem signifikanten Relevanzverlust und einem akuten Identitätsverlust» hin und her zu pendeln. Dem gegenüber skizzierte der Referent als begehbare Wege: Das Abschiednehmen von einer Behauptungskultur des Herkommens; vielmehr sei «der Ernst des Fragens, Prüfens, Lernens als Modi gemeinsamer Interaktion» zur Geltung zu bringen. Der Aufbau individueller Motive für den Glauben über Identifikationsangebote von Personen und Gruppen, in denen sich Christliches im Alltag erkennbar manifestiert («anschaubare Modelle des Glaubens»). Die Thematisierung wesentlicher Glaubensinhalte in der Familie, vor allem aber in der Schule und im kirchlichen Unterricht. In unserer lerngesellschaftlichen Situation kann die Evangelisation auf Bildung und Argument nicht verzichten.

Im zweiten Koreferat unterzog Richard Bäumlin, alt Nationalrat und Professor für Öffentliches Recht (Universität Bern), «Die ‹neue Evangelisierung› und das Europabild des Papstes» einer entschiedenen Kritik. Zum einen wirft er Johannes Paul II. vor, ein eurozentrisch-christliches Europabild zu vertreten, das die Renaissance, die Reformation, die Aufklärung usw. ausblende. Deshalb komme seine darauf aufbauende Konzeption der «(Neu-)Evangelisierung» «einem Rückfall hinter die Geschichte der letzten Jahrhunderte gleich». Anderseits kritisierte er die Entscheidungsstrukturen des

Vatikans, wie sie in den letzten Jahren wieder stärker wirksam geworden sind, und äusserte gegenüber dem von der römischen Kirche angebotenen Dialog den Verdacht, letztlich vereinnahmend zu sein.

Von dieser Kritik waren die anwesenden Bischöfe – Kardinal Paul Poupard, der päpstliche Nuntius in der Schweiz, Erzbischof Edoardo Rovida, und der Präsident der Bischofskonferenz, Bischof Pierre Mamie – so betroffen, dass sie nicht den Saal verliessen, wie schon zu lesen war, sondern auf eine Teilnahme an der anschliessenden Diskussion verzichteten, zumal Kardinal Poupard kaum deutsch versteht und spricht, und Weihbischof Amédée Grab damit beauftragten. Auch der Präsident des Vorstandes des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes, Pfarrer Heinrich Rusterholz, bedauerte, dass sich die gewollt kritische Betrachtung auf eine einzige Kirche beschränkte. Und dennoch ist aufgrund von Äusserungen von Teilnehmern und Teilnehmerinnen der Tagung zu befürchten, dass mit diesem Entscheid namentlich der Präsident des Päpstlichen Rates für die Kultur eine gute Gelegenheit versäumt hat, zu zeigen, was eine zuvorkommende Gesprächskultur sein könnte.

■ Evangelisierung praktisch

«Biographie, Phantasie, Erfahrung: Evangelisierung im Horizont der individualisierten Religion», unter diesem eher theoretischen Titel wurde der dritte Arbeitsteil sehr praktisch, zumal die Hauptreferentin Renata Huonker-Jenny, Zürcher Kantonsrätin und Pfarrerin, von Erfahrungen ihres gemeindlichen Alltags berichtete, sie umsichtig reflektierte und vorsichtig zu Thesen kam. Evangelisierung als «Rückeroberung verloren gegangener Marktanteile» oder «Social Marketing» widerspräche dem Evangelium, das nicht auf Objekt-, sondern auf Subjektwerdung abzielt. Dazu gehört auch der Widerstand gegen die Langeweile des Alltags wie gegen die Macht des Faktischen. Wen also wollen die Mittelstandskirchen evangelisieren, wenn nicht sich selbst? Dies verlange auch, eine Sprache zu finden für das, was den Menschen in unserer «Risikogesellschaft» die Sprache verschlägt. Ob Kirche im Dorf oder, wesentlich drängender, Kirche in der Stadt, es muss immer um die konkrete Kirche gehen, die ihren Ort zwischen «Fiktion» und «Sekte» findet. Dazu gehört dann allerdings auch eine Entschiedenheit; eine Glaubensgemeinschaft steht auch für einen bestimmten Lebensstil ein und fördert bestimmte politische und soziale Einsichten.

Um die Eindrücke dieses narrativen Vortrages nicht zu verwischen, verzichteten die Koreferenten auf eine Vorlesung, sondern steuerten spontan einige Anmerkungen zum eben Gehörten bei. Der Praktische Theologe Leo Karrer (Universität Freiburg), er hatte seinem Referat den Titel «Religion zwischen Identitäts-Zumutung und Subjekt-Ermüdung» gegeben, machte auf die Spannung zwischen der Notwendigkeit zur Subjekt-Werdung und der Tatsache der Subjekt-Ermüdung aufmerksam und plädierte für eine Wahrnehmung der Realität und ein Eingehen auf sie. In seinem vorbereiteten Referat geht er davon aus, dass die Moderne funktionale Differenzierung besagt und dass eine der in einer derart pluralistisch gewordenen Gesellschaft gegebene Wahlmöglichkeit die ist, seine «Zugehörigkeit» je nach Bedarf und freier Entscheidung über die partielle Teilhabe an den verschiedenen Subsystemen zu definieren. So ist auf der einen Seite Selbstbestimmung eigenverantwortlich zu wagen, was zur Notwendigkeit der Subjekt-Werdung führt und so als Identitätszumutung wahrgenommen werden kann. Auf der andern Seite führt dies infolge leistungsmässiger als auch seelischer und geistiger Überforderung aber auch zu Erschöpfung und erschlaffender Entkräftung, zur Subjekt-Ermüdung, zur Privatisierung in der subjektiven Lebensgestaltung, zum Rückzug in die privaten Lebensnischen (zur «Singularisierung»). In seinen pastoraltheologischen Hinweisen empfiehlt Leo Karrer den Kirchen, Phantasie und Kraft dafür einzusetzen, ihr ureigenstes Thema immer wieder in Treue zu wagen und dabei darauf zu achten, dass erstens das Wort Gottes an den Brennpunkten des Lebens ausgerichtet wird, «dass das Wort Gottes überall dort zum Leben ermutigend, das Leben in seiner Tiefe und Ganzheitlichkeit deutend und vor allem auch befreiend und heilend den Menschen entgegenkommt, wo Menschen Erfahrungen des tiefen Glücks, des Gelingens, der Dankbarkeit und Freude, aber auch des Scheiterns, der nagenden Selbstzweifel, des Zerbrechens und der eigenen Abgründe, Verlassenheit und Boshaftigkeit machen»; zweitens ist auf den Aufbau überschaubarer Gruppen und personennaher Gemeinschaftsformen zu achten, in denen eine echte «Kultur des Miteinanders» möglich werden kann; und drittens ist diese Vielfalt von Gruppen zu einer Solidaritäts-Struktur zu vernetzen.

Der Soziologe François Höpflinger (Universität Zürich) stellte den Widerstreit zwischen Individualisierung – die allerdings auch heute noch infolge wirtschaftlicher Einschränkungen und kultureller Traditionen nicht beliebig gross sei – und Suche nach Gemeinschaft in den Mittelpunkt seiner Überlegungen: das Spannungsfeld von individuellen Bedürfnissen und gemeinschaftlichen Interessen bilde wahrscheinlich eines der wesentlichsten Merkmale der modernen Gesellschaften. Individualisierung bedeute vor allem, seine individuelle Gemeinschaft selber wählen bzw. schaffen zu können. Dabei änderten sich im Verlaufe eines Lebens bei sich verändernden Bedürfnissen auch die Gruppenzugehörigkeiten; so sei ein Wechsel von Gruppen und Gemeinschaften häufiger geworden. Diese «Pluralisierung» habe für die Kirchen zur Folge, dass sie immer mehr zu lockeren Föderationen von religiösen Gemeinschaften würden. Für die Landeskirchen seien in dieser Situation drei Strategien möglich: Entweder gleichfalls eine enge religiöse Gemeinschaft zu werden (und auf den Status von Landeskirchen zu verzichten) oder weiterhin zu versuchen, integrierend zu wirken, oder sich als «offene, tolerante Föderation von vielen kirchlichen Gemeinschaften» zu verstehen. Aktuell sei das Problem heute insofern, als einige Kantonalkirchen versuchten, «sich gleichzeitig in alle drei Richtungen zu bewegen».

■ Formen kirchlicher Praxis

Unter den Stichworten «Kirche – Gruppe – Bewegung» fasste der letzte Arbeitsteil «künftige Formen kirchlicher Praxis» ins Auge. Der Religionswissenschaftler Fritz Stolz (Universität Zürich) machte sich zunächst – mit grosser Zurückhaltung, weil im Bereich der Sozialforschung prospektive Überlegungen schwierig sind – zur Zukunft der Volkskirchen einige Gedanken. Die Kirchen haben ein bestimmtes Bild ihrer «Idealmitglieder», sie erwarten Loyalität in Lehre und Mitgliedschaft. Diese «Idealmitglieder» sind, wie die nun vorliegenden Forschungsergebnisse belegen, einerseits *vor*moderne «Traditionelle» und anderseits *post*moderne «Traditionalisten» (reformierte Evangelikale und katholische Integristen); diese Letzteren dürften von einer umfassenden und pluralistischen Kirche wegtendieren, wobei eine entscheidende Rolle spielen dürfte, ob es derartigen Gruppen gelingt, kirchenleitende Funktionen zu übernehmen (evangelikale Kirchenleitungen, integristische Bischöfe). Sollte in der Kirche der Pluralismus vorherrschend bleiben, stellt sich die Frage nach dem Zueinander von «Gruppen und Bewegungen» sowie von «Gruppen und Bewegungen» zur Kirche und umgekehrt; vor allem aber gerät die Kirche in die Spannung zwischen der Aufgabe eines Ausgleichs der zentrifugalen Kräfte einerseits und der einer eigenen Profilierung anderseits. Zur Veranschaulichung verwies Fritz Stolz auf die gesellschaftlichen Veränderungen in Osteuropa: Der Staat bedeutet Eindeutigkeit, die Wirtschaft hingegen Markt, so dass ein Systemwechsel zunächst Chaos mit sich bringen müsse. Dabei nahm er auch die Chaos-Theorie zu Hilfe, wonach aus dem Chaos

aufgrund von «Attraktoren», von Kristallisationspunkten, Momenten von Zu- und Abneigungen Ordnung wird. Auf jeden Fall müssten die Kirchen auf diese Herausforderungen organisatorisch und theologisch reagieren, wobei vor allem die geistigen Mittel bereitzustellen seien, um den Streit um die Wahrheit führen zu können.

Um Wahrheitsfragen ging es auch dem Systematischen Theologen Pierre Gisel (Universität Lausanne), der angesichts der Neugestaltung des Religiösen «theologische Orientierung und pastorale Perspektiven» skizzierte. Die Neugestaltung des Religiösen («recomposition du religieux») werfe eine menschliche Fragestellung auf, die auch die zentrale Frage der theologischen Anthropologie sei, die Frage nämlich «nach unserer Identität und die nach der Herkunft, an welche diese Identität gebunden ist». Dabei dürften Kirche und Gesellschaft nicht getrennt werden, weil die Welt der Ort und der Horizont des christlichen Glaubens und also der christlichen Identität sei. In diesem Sinne dürfen sich die theologische Arbeit und die pastorale Praxis nicht auf das Evangelium oder die Kirche allein konzentrieren, sondern zugleich auf die vielfältige, komplexe und ambivalente menschliche Erfahrung. Das pastorale Einbringen der religiösen und spirituellen Wirklichkeiten und Dimensionen in diese menschliche, auch religiöse, Erfahrung müsse heute besonders die Form eines «interreligiösen» Gesprächs annehmen: In einem maximalen Sich-dem-Andern-Aussetzen, die auf das Zentrale zielt, «wird die Identität eines jeden wirklich in Frage gestellt und von da aus wiedererlangt oder vertieft (und wäre es in modifizierter Form); auf diese Weise wird auch die Verbindung zur Gesamtwelt – in ihrer synchronen und diachronen Spannweite – wieder hergestellt werden können».

Abgeschlossen wurde dieser Arbeitsteil mit einer erfrischenden Bibelarbeit von Daniel Kosch (Bibelpastorale Arbeitsstelle des SKB, Zürich) zu Lk 5,1–11 (der reiche Fischfang): Evangelisation beginnt mit dem Vertrauen in die Anziehungskraft des Wortes Gottes, wagt sich hinaus in die lebensbedrohlichen Abgründe des Lebens, geschieht gemeinschaftlich: ist auf Zusammenarbeit und Vielfalt angewiesen, bestimmt den Lebensstil der Evangelisatoren und verändert ihre Identität und Praxis, setzt voraus, «das Erreichte hinter sich zu lassen (mit vollen Netzen kann man nicht fischen)».

■ Hoffnung heisst mitgehen

Wie am Vortag der Bündner Liedermacher Linard Bardill unter dem Titel «Wem Ihr dienen wollt...» vor dem Abendessen Gesänge und Gedanken «diesseits und jenseits des Stroms» quer und doch nicht quer zur Tagung vorgetragen hatte, so wurde die Tagung quer und doch nicht quer mit einem Schlusskommentar von Madeleine Strub-Jaccoud abgeschlossen; zum Tragen kam darin vor allem, was die heutige Geschäftsleiterin beim Christlichen Friedensdienst in den Jahren ihres Engagements in Erneuerungsbewegungen – als Präsidentin der Schweizerischen Evangelischen Synode (1983–1987) und als Koordinatorin des Schweizerischen Ökumenischen Komitees für Gerechtigkeit, Frieden und die Bewahrung der Schöpfung (1988–1991) – gelernt hatte. Wir haben etwas zu teilen, und deshalb können wir mit der Frohen Botschaft unterwegs sein und Überforderungen hinter uns lassen: Wir können die Angst hinter uns lassen und als Kirchen den aufrechten Gang lernen, wir können Machtstrukturen hinter uns lassen und als Zeugen und Zeuginnen dennoch Partei nehmen und den «Supermarkt» überwinden, wir können Rechenschaft ablegen über die Hoffnung, die in uns ist und aus der heraus wir «mitgehen können».

Rolf Weibel

Neu – Evangelisierung?

Was «Jesus nachfolgen» heisst, wird in einem Religionsbuch den Kindern so erklärt: Wie Jesus ganz auf Gott vertrauen («Vater!»); wie Jesus den Menschen begegnen («Brüder und Schwestern»); wie Jesus füreinander leben (nur er ist der «Herr»). Das Evangelium zu leben und zu verkünden ist der Auftrag seiner Kirche seit Anbeginn. Von einer heute notwendigen «Neu-Evangelisierung» zu sprechen, hat gleichwohl einen guten Sinn: das Evangelium heute zu leben und es unseren Zeitgenossen anzusagen ist eine Herausforderung, die grundlegend Neues zu wagen gebietet. Die Interdiözesane Katechetische Kommission (IKK) hat sich an ihrer Fortbildungstagung 1991 in der Zürcher Paulus-Akademie dieser Thematik gestellt.

Unser Mitglied Dr. Josef Sayer, Assistenzprofessor für Praktische Theologie in Freiburg (mit den Schwerpunkten Homiletik und Religionspädagogik) referierte zum Thema «Evangelisierung – ‹neue Evangelisierung› aus der Perspektive Lateinamerikas». Ausgehend von pastoralen Erfahrungen in Peru erörterte er die Problematik der traditionellen, durch die Kolonialzeit geprägten Christianisierung. In Abhebung davon folgte der Neuansatz der Evangelisierung im Anschluss an das Vatikanum II, Medellín, «Evangelii nuntiandi» Papst Pauls VI. und Puebla, wie er von der lateinamerikanischen Kirche entwickelt wurde. Beispiele – unterstützt von Dias – klärten die Merkmale dieser Evangelisierung ab, wie etwa die vorrangige Option für die Armen, den Standortwechsel der Kirche, den methodischen Dreischritt «sehen – urteilen – handeln» und die damit verbundene Situationsanalyse, die Forderung nach Inkulturation – Merkmale, an denen die Diskussion um die Evangelisierung auch in Europa letztlich nicht vorbeikommen wird. Des weiteren wurde durch die Analyse von Reden Papst Johannes Pauls II., gehalten bei seinen Reisen nach Lateinamerika, aufgezeigt, dass die typischen Elemente von Evangelisierung sich in der Forderung des Papstes nach einer «neuen Evangelisierung» ebenfalls wiederfinden. Diesen Begriff verwendeten die Bischöfe Lateinamerikas bereits 1968 in Medellín, wo sie die Kirche zu einer «neuen Evangelisierung» angesichts der gesellschaftlichen Entwicklungen ermunterten.

Zwei Berichte über die Konferenz der Bischöfe, General- und Bischofsvikare der Schweiz (siehe SKZ Nr. 13/1991, 203) kamen dazu. Bischofsvikar Dr. Max Hofer, Solothurn, vermittelte Denkanstösse aufgrund des Vortrags von P. Hervé Legrand OP an der genannten Konferenz. Evangelisierung «heute» muss den spirituellen und sozialen Wandel wahrnehmen. Das Evangelium soll in neue Situationen hinein wirken (Inkulturation). Zum Beispiel gilt es, die neue Frauensituation zu entdecken, ernst zu nehmen und vom Evangelium her zu beleuchten; oder, um ein weiteres Beispiel zu nennen, die Frohe Botschaft ist nicht nur für Ehen und Familien, die intakt sind, bestimmt, sondern auch für Geschiedene, wenn auch in etwas anderer Weise. Die Verkünder müssen heute – wie es schon Paulus tat (Apg 17) – mit den Menschen einen Weg gehen: auf sie hören und ihre Persönlichkeit respektieren; anderseits die eigenen Überzeugungen offenlegen und im Leben anschaulich werden lassen, um schliesslich die befreiende Botschaft zu verkünden. Es ist ein neues Zusammenwirken der Amtsträger mit dem Apostolat der Laien notwendig; die Diakonie kann und muss unserer Verkündigung und Liturgie neue Impulse geben. Schliesslich: die Glieder und die Gemeinschaft der Kirche können nur dann glaubwürdig evangelisieren, wenn sie sich nicht als «Besitzende» (beati possidentes) gerieren, die keine Umkehr brauchen.

IKK-Mitglied Generalvikar Dr. Vitus Huonder, Chur, berichtete über den Gesprächsverlauf in einer Gruppe an der genannten bischöflichen Konferenz. Klar zutage trat die Bereitschaft der Beteiligten, die vielen positiven Ansätze auf allen Ebenen des kirchlichen Lebens in den Vordergrund zu stellen, und der Wille zu noch stärkerer Kooperation.

Die engagierte Aussprache der IKK-Mitglieder lässt sich wie folgt zusammenfassen:

- Es gilt vorerst, in grosser Offenheit die Situation wahrzunehmen und aufmerksam auf die Menschen zu hören, ohne voreilig pastorale Lösungen zu suchen.
- Der tiefgreifende spirituelle (religiöse) Wandel in unserer säkularisierten Gesellschaft ist als Herausforderung an die Verkündigung entschlossen anzunehmen. Die religiöse Orientierung erfordert heute in viel grösserem Mass als in früheren Zeiten die persönliche Entscheidung. Die christliche «Subjektwerdung» ist aber ein langer Prozess, den man nicht gewaltsam beschleunigen kann.
- Wie es Jesus getan hat, müssen wir intensiv am Leben der Menschen Anteil nehmen, unser Leben mit ihnen teilen und uns auf die konkreten Lebensbedingungen der Menschen einlassen. Dann wird es uns auch möglich sein, unsere tiefsten Hoffnungen, die uns das Evangelium schenkt, mitzuteilen. Für diese Konzeption der Evangelisierung bleibt «Evangelii nuntiandi» Papst Pauls VI. richtungweisend.

Was solche Einsichten für den heute fälligen «Umbau» der Kinder- und Jugendkatechese konkret bedeuten, wird die IKK noch lange und intensiv ergründen müssen, und zwar in einer sehr breit gefächerten Teamarbeit.

Josef Sayer / Othmar Frei

Alter Gott für neue Kinder?

Nachdem die vom Katechetischen Institut der Theologischen Fakultät Luzern veranstalteten «Religionspädagogischen Tage Luzern» vor zwei Jahren besorgt gefragt hatten: «Erwachsenwerden ohne Gott?» (SKZ 14/1990), galt die Sorge dieses Jahr der Tauglichkeit des Gottesbildes der Erwachsenen für die heutige religiöse Erziehung: «Alter Gott für neue Kinder? Das traditionelle Gottesbild und die nachwachsende Generation.» Thematisch eröffnet wurde die von rund 500 Personen besuchte Tagung mit einer *pädagogischen* Erwägung des Themas «Die neuen Kinder und der alte Gott».

■ Verständigung auf Verantwortung hin

Gleich zu Beginn verwarf Hartmut von Hentig (Bielefeld) den naheliegenden Gedanken, für die «neuen» Kinder sei auch ein neues Gottesbild zu entwickeln, mit grosser Entschiedenheit: Ein neues Gottesbild entwirft man nicht, es entsteht, und es entsteht aus dem Glauben an den «alten», das heisst von alters her seienden Gott. Anlässe für eine Wende zum Glauben können ihren Ursprung in den Herausforderungen der Zeit, aber auch im Menschen selber haben. So müsste es dem Menschen um die Verständlichkeit in den Sachen und in der Sprache gehen, wobei die verstehende Übereinstimmung mit der Wirklichkeit vor dem Zweifel bestehen können muss; denn Verantwortung ist nur durch Gemeinverständlichkeit wahrzunehmen. So hat für Hartmut von Hentig die Abkehr vom Glauben als Einstehen für Überzeugungen auch mit der Abkehr von der Rationalität zu tun.

Dagegen bleibt die Aufklärung eine Forderung, denkend Rechenschaft zu geben und so eigene Verantwortung zu übernehmen. Ohne Verständigung unter den Menschen und ohne die Erfahrung des Menschen, gebraucht zu werden, könne er keine Verantwortung übernehmen. Nur so könne auch aus dem postmodernen Unbehagen am Unbeteiligt-Sein und dem bunten Nebeneinander von Widersprüchlichkeiten herausgefunden werden. Ein Rückfall hinter die Moderne habe eine metaphysische Aushungerung und Auszehrung zur Folge, so dass auch der Glaube ermatte und erlösche, zum Schaden auch für das Zusammenleben der Menschen, denn «Religion ist nicht Privatsache».

Selbst der Glaube dürfe nicht Privatsache werden, auch wenn er als «gewagte Wahrheit», «subjektive Gewissheit» und «Einstand durch Handeln» ein persönlicher sei. Seine Verlässlichkeit gründe auf einer mitteilbaren und deshalb verallgemeinerungsfähigen Erfahrung; die Berufung auf eine besondere, nicht mitteilbare Glaubenserfahrung sei hermetisch und verunsichere Religion. Zum Glauben gehöre der Weg durch die Anfechtung und deren Überwindung in einem leidenschaftlichen Dialog mit Gott und in einer Beziehung zu dieser Person Gott.

Zu diesem Glauben komme der Mensch durch einen selbstverständlichen Vollzug in der frühen Kindheit; mit dem glauben Lernen sei es wie mit dem denken Lernen, man müsse damit beginnen. In unserer Zeit glaubt Hartmut von Hentig mehr Glaubenslosigkeit feststellen zu müssen als eigentlichen Unglauben. Den Unglauben der Menschen gelte es ernst zu nehmen und ihm den eigenen Glauben auszusetzen. Der Unglaube seinerseits müsse aber bereit sein, sich auf Glauben einzulassen.

Mit besonderem Nachdruck forderte Hartmut von Hentig schliesslich, die objektive Seite der christlichen Religion von ihrer subjektiven Seite, dem christlichen Glauben als «commitment», als das, worauf man sich verlässt, zu unterscheiden. Denn «Religion ist Teil unserer Kultur, unserer Ethik, Kunst und Wissenschaft». Von Grunderlebnissen her könne der Mensch auf den Weg zum Glauben kommen und dabei, wie von einem Suchbild geleitet, erkennen, was er schon wisse. In dieser Perspektive plädierte Hartmut von Hentig dafür, wohl biblische Geschichten zu erzählen, namentlich im 8. und 9. Schuljahr, Jesus Christus aber auch anderen grossen Lehrern gegenüberzustellen und das Christentum weniger zu lehren als vielmehr zu leben und vorzuleben.

■ Von der Kraft der Bilder

Am folgenden Tag wurde unter dem Motto «fascinosum et tremendum» aus *tiefenpsychologischer* und *religionswissenschaftlicher* sowie *entwicklungspsychologischer* Sicht nach «Gott in der Psyche von Kindern und Jugendlichen» gefragt. Paul Schwarzenau (Dortmund) plädierte dabei aufgrund der Tiefenpsychologie Carl Gustav Jungs für einen bewussten Erfahrungs- und Erlebnisaustausch mit den nichtchristlichen Religionen. Denn das christliche Gottesbild sei furchtbar abstrakt und unanschaulich, spannungs- und gegensatzlos geworden. Die christliche Symbolik sei verbraucht, vom «fascinosum et tremendum» sei das «tremendum» verlorengegangen, die Rede von der Liebe verblasst, und der christliche Schöpfergott erscheine mehr als Macher denn als Grund allen Seins. Zudem habe sich das Gottesbild auf das Jesusbild reduziert, so dass das Christentum zur «Herr-Jesus-Religion» geworden sei.

Diesen Entwicklungen gegenüber gelte es, das religiöse Bewusstsein zu erweitern und vor allem die «energiegeladenen» Bilder aus den Religionen und den archetypischen Träumen aufzunehmen und sich von ihnen auf dem Individuationsweg voranbringen zu lassen. Dieser Individuationsprozess ziele nicht auf das «Ich», sondern auf das «Selbst» ab, das die Gegensätze in sich vereinige.

Strittig bleiben musste in der Diskussion dieses Referates das auf der Tiefenpsychologie Carl Gustav Jungs beruhende ontologische Verständnis der religiösen Symbolik und ihrer Energetik. Den Synkretismusvorwurf hingegen wusste Paul Schwarzenau mit

der Erklärung zu entkräften, fremdreligiöse Bilder und Symbole seien nicht einfach zu übernehmen, sondern als Möglichkeit wahrzunehmen, eigene Ansätze, Möglichkeiten des «kollektiven Bewusstseins» wie Ideen der eigenen Religion wahrzunehmen und zu verwirklichen.

■ Für eine «Theologie der Kinder»

Wie aber entsteht das Gottesbild in den Kindern? Sind auch beim Kind die in ihm liegenden Möglichkeiten, die ihm eigenen Ansätze zu entwickeln oder sind ihm solche erst zu vermitteln? Geht es darum, in den Kindern das Gottesbild sich entwickeln zu lassen oder ihm unser Gottesbild zu vermitteln? Diese religionspädagogische Frage stellte Anton A. Bucher (Luzern/Freiburg i.Ü.) in eine allgemeine entwicklungspsychologische Perspektive. Auf die pädagogische «Gretchenfrage»: Wachsen lassen oder führen? gibt es unterschiedliche theoretische und praktische Antworten aufgrund von unterschiedlichen Alltagstheorien über das Kind wie ausdrücklicher Anthropologien des Kindes.

Mit dem Genfer Psychologen Jean Piaget vertritt Anton A. Bucher die entwicklungspsychologische Richtung, die das Kind als von Anfang an aktives und dazu auf Interaktion angewiesenes Wesen versteht. Aufgrund dieses Verständnisses entwickelte und verbreitete sich in den letzten Jahren denn auch die Bewegung der «Philosophie der Kinder», die darauf baut, dass Kinder staunen können, dass sie fragen können, dass sie auch selber Antworten haben können und so insgesamt nicht nur zu einer eigenständigen Erkenntnisleistung, sondern selbst zu einer eigenständigen philosophischen Leistung imstande sind. Analog dazu müsste im Dialog mit den Kindern eigentlich auch eine *«Theologie der Kinder»* erarbeitet werden können. Ehe der Referent Ergebnisse einer diesbezüglich aufschlussreichen Erhebung vorstellte, warnte er vor psychologischen Fehlschlüssen wie: Bilder von Kindern archetypisch zu vereinnahmen oder bei Kindern zwischen Gott und Gottesbild nicht zu unterscheiden.

Die Erhebung bestand darin, 223 Kinder aus dem Kanton Luzern (Stadt und Land) und 110 Kinder aus einem als religiös stark desozialisiert geltenden Viertel der Stadt Wien im Alter zwischen 6,5 und 11 Jahren zeichnen zu lassen, was sie sich unter Gott vorstellen. Von diesen 333 Zeichnungen geben 82,5% eine anthropomorphe und 17,5% eine nichtanthropomorphe Gottesvorstellung wieder, wobei die anthropomorphen Bilder bei den 11jährigen noch gut die Hälfte ausmachen. Dabei können Kinder sehr wohl zwischen Gott und Gottesbild unterscheiden, ist auf einer Zeichnung doch angemerkt: «So stelle ich mir Gott vor, der unsichtbar ist.» In bezug auf die Anschaulichkeit lassen die Zeichnungen keine geschlechtsspezifischen Eigenheiten erkennen. Hingegen zeichneten mehrere Mädchen und ausschliesslich Mädchen ein weibliches Gottesbild, während die Jungen die Gottesgestalt häufiger in Hosen darstellten als die Mädchen, die ein anderes Gewand bevorzugten. Auffällig sind für den Entwicklungspsychologen weniger das archaische Weltbild der Jüngeren oder die Anschaulichkeit und Konkretheit der kindlichen Gottesbilder, sondern eher die weiblichen Züge, weil im Religionsunterricht davon nicht die Rede war und sie so als eine eigene Leistung der Kinder gelesen werden können.

Deshalb plädierte Anton A. Bucher zusammenfassend noch einmal nachdrücklich für eine «Theologie der Kinder» und für eine Achtsamkeit der Erzieher und Erzieherinnen auf das, was von den Kindern selber kommt, was die Kinder aus sich selber hervorbringen. So dürfe in der erzieherischen bzw. unterrichtlichen Vermittlung nicht zu einem normativ-deduktiven Ansatz zurückgegangen werden; die vermittelten Inhalte müssten vom Kind assimiliert und aufgebaut werden können. Deshalb seien die Vorstellungen von Kindern gewähren zu lassen und deren Bedeutung zu erfragen, und zwar einschliesslich der magischen. Mehr noch, die magische Phase sei zu gewährleisten und, beispielsweise im Symbolspiel, zu ermöglichen. Die Entwicklung des Symbolverständnisses durchlaufe die intuitiv-projektive Phase, in der das Symbol und das Symbolisierte identifiziert und so magische Vorstellungen ermöglicht werden. Wohl führe diese erste Naivität durch die Krise und Kritik der Wissenschaft zur zweiten, aber auch in dieser zweiten Naivität dürfe die Religionspädagogik die erste nicht vergessen. In all dem sei der Mut gefragt, Gott wieder dialogisch zur Sprache zu bringen, zumal die Erwachsenen den Kindern Unrecht tun, wenn sie ihren Fragen ausweichen.

Dem anschliessenden Rundgespräch der drei Referenten, das Ludwig Mödl (Luzern) moderierte, war die Frage vorgegeben: «Warum nicht der alte Gott?» Erbracht hat es vor allem eine Verdeutlichung der Positionen bzw. Anliegen der Referenten. Hartmut von Hentig betonte noch einmal, wie notwendig Verständigung in dieser Welt ist und dass nur ein «aufgeklärtes» Christentum zwischen Beliebigkeit und Fundamentalismus zu Weltverantwortung finde und dass, wer nicht gebraucht wird, keine Verantwortung übernehmen kann. Paul Schwarzenau konnte seine tiefenpsychologische Position verdeutlichen, den anderen indes kaum plausibler machen, zumal er Aussagen wagte wie: «Wir brauchen eine neue Gnosis.» Anton A. Bucher unterstrich die Bedeutung der Symbolik, die vergegenwärtigt, «was anders nicht zu haben ist», betonte gegen eine individualpsychologische Verengung aber zugleich deren Geschichts- und Kontextbezogenheit wie die Notwendigkeit, sie im religionspädagogischen Disput auch aus der Perspektive des Kindes anzugehen.

■ Was sollen wir tun?

Am Vormittag des dritten Tages war Norbert Mette (Paderborn) aufgetragen, aus *sozialwissenschaftlicher* Sicht darzustellen, «was wir tun sollen», wenn wir zustimmend sagen: «Der christliche Gott für neue Kinder». Ausgehend von einem bekannten Bonhoeffer-Text, den «Gedanken zum Tauftag von Dietrich Wilhelm Rüdiger Bethge», überlegte der Referent einen Brief «an die uns anvertrauten Kinder». Auch unser Brief müsste von den Kindern verstanden, wenn auch nicht in allen Einzelheiten begriffen werden. Denn wichtiger ist, «dass sie spüren, dass wir als Erwachsene uns selbst und ihnen gegenüber authentisch zu sein und zu werden bemüht sind». Auch in unserem Brief müsste die Situation von Religion, Kirche und Glaube realistisch wahrgenommen werden, zumal die Brisanz dessen, was als «Tradierungskrise des Glaubens» bezeichnet wird, noch zu leicht überspielt wird. Und schliesslich müssten wir das Ganze «im Zusammenhang des epochalen gesellschaftlichen Wandlungsprozesses insgesamt verorten und interpretieren».

Nachdem Kindheit an der Tagung bisher vorwiegend als eine entwicklungspsychologische Gegebenheit zur Sprache gebracht worden war, bedachte Norbert Mette sie nun auch als eine soziale Gegebenheit, in ihrer Abhängigkeit von den die Entwicklung der Kinder fördernden bzw. behindernden gesellschaftlichen Voraussetzungen. So konnte auch deutlicher werden, was die «Neuheit» der «neuen» Kinder ausmacht. Als erste Besonderheit der «neuen Kinder» skizzierte er unsere und ihre Gesellschaft als «Risikogesellschaft». Der Prozess der Individualisierung mit der Möglichkeit und Notwendigkeit zur Selbstgestaltung des Lebenslaufes schlägt bis in die Kindheit hinein durch; es sei schon viel erreicht, wenn für Kinder wenigstens gesellschaftliche Reservate freigehalten würden. Die veränderten ökologischen Gegebenheiten sodann bedeuten für das Kind nicht nur Gefährdung seiner Gesundheit, sondern zudem Normierung durch eine «Verkehrsteilnehmer- und Spielplatzkindheit». Aber auch die Zeiterfahrung von Kindern hat sich verändert, insofern Kindern zum einen keine Zeit mehr gelassen wird, in Ruhe aufzuwachsen, und zum andern im Gefolge der Traditionsabbrüche sogar «die Zeit abgeschnitten» wird. Und

schliesslich ist in spiritueller Hinsicht eine Verarmung, wenn nicht Entleerung der Kindheit zu beobachten. So wird die Frage drängend: Was nützt es, für das Recht des Kindes auf eine erste Naivität zu plädieren, wenn die erlebnismässigen Voraussetzungen dafür immer weniger gegeben sind?

Dazu kommt, dass weltweit gesehen Kindheit etwas ist, in dessen Genuss nur die wenigsten Kinder kommen. «An den Kindern kann man die Wahrheit und die Lüge einer Gesellschaft erkennen.» Mit diesem Schlüsselsatz aus einer Rede eines peruanischen Jungen veranschaulichte Norbert Mette gleichsam die theologische Unmöglichkeit einer subjektlosen und situationsfreien Gottesrede. Das aber heisst, dass vom christlichen Gott «für Kinder» nur gesprochen werden kann, wenn «leidenschaftlich für die Kinder Partei ergriffen und gemeinsam mit ihnen ein Leben auf Zukunft hin zu gestalten versucht wird».

■ Für die Kinder und mit ihnen

Hoffnung für die Kinder und mit ihnen bedeutet dann erstens: Kinder sind Botschafter der Gottesherrschaft; in Abwandlung des Buchtitels «Gott kommt früher als der Missionar»: «Gott kommt früher als der Katechet». Kinder sind eine Chance, immer wieder neu mit ihnen das Alphabet der Hoffnung buchstabieren zu lernen. Diese «Option für die Kinder» bedeutet zweitens, ihnen Raum zu geben für Entwicklungsschritte des Lebens und des Glaubens. Für eine religiöse Erziehung ist deshalb die frühkindliche Erfahrung, unbedingt angenommen und erwünscht zu sein, von grundlegender Bedeutung. Auch für die religiöse Entwicklung ist sodann wichtig, dass den Kindern Zeit gelassen wird, Sinn zu erproben und zu gestalten. Zur Identitätsbildung kann die religiöse Erziehung dadurch beitragen, dass sie die Symbolisierungsfähigkeit der Kinder anregt und fördert. Und schliesslich ist der religiösen Erziehung, mit den von Bonhoeffer gebrauchten Begriffen gesagt, das Anhalten zum «Beten» ebenso wichtig wie das «Tun des Gerechten».

Hoffnung für die Kinder verlangt drittens die Sicherung der elementaren Kindheitserfahrungen gegen die Gefährdungen der kindlichen Wahrnehmungsbereiche und Erlebnisfähigkeiten. In dieser Hinsicht bedeutet religiöse Erziehung «zur Sanierung der Lebenswelten der Kinder – und damit der Gesellschaft insgesamt –» beizutragen.

Hoffnung mit den Kindern führt viertens zum Leitbild von «Gemeinde und Kirche mit Kindern», zur Lebensform der «Konvivenz» bzw. «Konvivalität» nach Paulo Freire, das heisst, zum «Soziotop» einer «Lerngemeinschaft derer, die voneinander und miteinander für ein menschliches Leben lernen wollen». Im Blick auf die konkrete Verfasstheit der Gemeinden und Kirchen warnte Norbert Mette allerdings vor einem überschwenglichen Optimismus. Wohl gebe es Faktoren des sozialen Wandels wie den Trend zu einer individualisierten und selbstbestimmten Religiosität, die von der Kirche kaum direkt beeinflusst werden können. Die Kirche habe es aber doch zu wenig verstanden, sich produktiv auf diese Veränderungen einzulassen, sondern sich auf eine krampfhafte Verteidigung ihres Besitzstandes versteift; eine Folge dieser Haltung sei eine abgrundtiefe Entfremdung zwischen Lebenswelt und Glaubenswelt. Möglicherweise könnten jedoch auch in dieser Hinsicht gerade Kinder in den Gemeinden und Kirchen einen heilsamen Umkehrprozess anstiften. Denn «wer sich für die Kinder entscheidet, wählt eine neue Welt. Wählt die Armen und Kleinsten und die Entrechteten und die Beschädigten», zitierte Norbert Mette den niederländischen Seelsorger Jan Nieuwenhuis. «Er wählt eine andere Gesellschaft und eine neue Kirche.»

Abgeschlossen wurde die Tagung mit einem Gespräch zwischen Norbert Mette und Matthias Mettner (Zürich), in dem einige Anliegen des Referenten konkreter wurden. Die Pluralität der Lebenslagen erfordere, von Kindheit*en* zu sprechen, wobei dann die Mittelschichtorientierung unserer Pastoral nicht zu übersehen sei. Wohl sei die frühere Koalition zwischen Kirche und Familie zerbrochen, es zeigten sich aber auch neue Schnittstellen: Was in den Familien an Versöhnungskultur entwickelt wird, müsste in der Busserziehung wahrgenommen werden. Allgemein forderte Norbert Mette, die Subjektivität der Gläubigen – auch als Glaubenssinn – ernst zu nehmen: Zur Theologie des Lehramtes, dem die Wahrung der Kontinuität des Glaubens aufgegeben sei, und zur zünftigen Theologie, die ihn im Horizont der Gegenwart reflektiert, gehörte schon für Adolf Exeler die Theologie des Volkes. Schliesslich sei die Bedeutung, die die Gesellschaft, der Staat und die Kirche den Kindern beimisst, nicht zuletzt am Geld ablesbar: Was wird in unsere Kinder – im Rahmen der Familienpolitik, der Bildungspolitik ... – investiert? Dass «Kinder nicht mehrheitsfähig sind», ist eine Feststellung, die zur Resignation oder zum Handeln führen kann.

Rolf Weibel

«Wer sind sie – unsere Schülerinnen und Schüler?»

Zu diesem Thema führte die Schweizerische Katecheten-Vereinigung im letzten Herbst eine Seminarwoche durch; die Leitung lag in den Händen des SKV-Vorstandes unter dem Präsidenten Kaplan Joachim Müller.

Vom «religiösen Herzklopfen der Schülerinnen und Schüler» handelte das Referat am ersten Tag. Alfred Höfler holte uns dort ab, wo wir sind. Wer Religionsunterricht erteilt, stellt immer wieder fest: Ich habe viel, vielleicht sogar gut vorbereitet – aber das Resultat. Die Bibel ist so dick, wir sind so dünn. Da kann es sein, dass ich mich zu wenig darum gekümmert habe, was die Kinder bewegt, die ich hier und jetzt vor mir habe. Es ist in der ganzen Menschheitsgeschichte kein Instrument konstruiert worden, mit dem sich direkt in die Seele greifen lässt. Wir können nur «abhören», begleiten und feststellen, was im Herzen vorgeht – was ein anderes Wort ist für ernst nehmen. Religiöse Inhalte sind immer von Menschen getragen. Auf die Frage, warum ihnen die Religion nicht verleidet ist, antworteten Jugendliche: «Weil N. N. mit mir trotz allem gut und geduldig war», und nicht: «...weil ich gute Inhalte mitbekommen habe.» Für die Wirklichkeit Gottes gibt es nach wie vor genug Einflugschneisen. Aufgabe der Religionslehrerinnen und -lehrer ist es, bei der Landung in der Nähe zu sein, ohne die Piste zu blockieren.

■ Kinder und Jugendliche ansprechen

Prof. Dr. Alfred Kirchmayr aus Wien stellte bemerkenswerte tiefenpsychologische Erwägungen an zur religiösen Arbeit mit Kindern und Jugendlichen. Wer in der religiösen Erziehung tätig ist, muss den drei Grundbedürfnissen dienen: dem Bedürfnis nach Geborgenheit und Trost; Trost ist das Gegenteil von Vertröstung. Ebenso wichtig ist das Bedürfnis nach Orientierung und Geboten. In der Suche nach religiösen Werten darf der Mensch nicht alleingelassen werden. Und schliesslich will der Mensch Veränderung und Herausforderung.

Wie ans Werk gehen? Wir dürfen keine Scheu haben, schwierige Situationen durchzuspielen. Nur so können wir den Zugang öffnen zu dem, was christliches Leben ist. Der Mensch ist ein konflikthaftes Wesen, und der schlechteste Dienst, den die Erzieherin, der Erzieher bieten kann, ist, die Probleme unter den Teppich zu kehren. Religion unterrichten heisst, vieles zur Sprache bringen. Religion lebt von Sprache und Symbolen. Von daher mutet es seltsam an, dass die

hierarchische Kirche Angst hat vor der Psychologie, die gerade die Sprache der Symbole deutet.

Die Konsequenzen für Katechese und Jugendarbeit fasste Prof. Kirchmayr in acht Thesen zusammen: 1. Die natürliche Entfaltung des Lebens ist auch die Basis für die religiöse Entfaltung. Wir müssen den Sinn für das Wirkliche kultivieren (nüchterne Analyse) wie auch den Sinn für das Mögliche (Offenheit für Ideale und Träume). 2. Ohne betroffene Anteilnahme an den Leiden des Volkes gibt es keine echten Handlungsperspektiven für die Kirche. Diese Fähigkeit zur Sym-pathie war übrigens für Jesus tödlich. Weil er sah, was not tat, und darauf reagierte, war er unangenehm. 3. Die Entfaltung des religiösen Lebens ohne die Kultur der Gefühle ist kaum möglich. Nichts ist fertig in der Welt und am Christentum; ein fertiges Christentum macht höchstens fertig. 4. Der Umgang mit Symbolen. In den Fluchpsalmen werden Probleme emotionaler Art ausgefaltet. Wer Sinn für Konflikte und deren Offenlegung hat, müsste den Sinn für Ketzerverbrennungen verlieren. 5. Die Würde der Kinder und all der Kleinen achten lernen. Das war die eigentliche Stärke Jesu. 6. Personale Gewissensbildung. Das Gewissen muss parallel zum Wissen gebildet werden. 7. Lernen, von der Freiheit des Christenmenschen Gebrauch zu machen. Wer den Mut hat, zu sagen, was er, sie denkt, hat auch den Mut, anzunehmen und zu übernehmen, was andere sagen. 8. Die Trauerarbeit. Wir müssen Hilfe bieten, um Trauerprozesse durchzumachen, um aufzuarbeiten, was an mir und an der Kirche negativ ist. Je besser wir über Enttäuschungen reden lernen, desto menschlicher wird das Leben.

Die Gelegenheit zu Rückfragen wurde ausgiebig genutzt. Prof. Kirchmayr schöpfte einerseits aus einem umfassenden Wissen, und andererseits war aus seinen Worten eine tiefe Liebe zur Kirche herauszuspüren – gerade auch, wenn seine Worte kritisch waren, aber wahrscheinlich ist unkritische Liebe keine echte Liebe.

■ Ein ansprechender Unterricht

Es war keine leichte Aufgabe, diese Fülle von Gedanken zu deuten und noch näher an die Unterrichtspraxis heranzuführen. Als erfahrener Pädagoge und Methodiker fand Prof. Max Feigenwinter gleich den richtigen Zugang. Sein Thema war: «Unterricht planen, der Schüler/-innen anspricht und anregt». Ob der Unterricht ansprechend ist, hängt nicht in erster Linie von der Methode ab, sondern davon, ob eine Beziehung da ist: unter den Kindern und zwischen den Kindern und mir. Der Aufbau des Kontaktes ist mitunter mühsam. Wenn ich die Schüler bewegen will, muss ich aufmerksam und behutsam bereits Bewegtes aufnehmen.

Vorbereitung ist immer Hypothese. Die Wirklichkeit ist meist anders. Daher muss ich bereit sein, auf Unvorhergesehenes einzugehen. Je mehr ich vorbereitet habe, desto grösser ist das Register, auf das ich zurückgreifen kann. Ich darf nie so tun, als ob ich das Kind kenne. Es bleibt immer fragwürdig, das heisst einer Frage würdig. Der Religionsunterricht darf nicht Warmhalteplatte christlicher Tradition sein. Aus der grossen Fülle, die ein Thema oder ein biblischer Text bietet, nehme ich mit Vorteil das heraus, was mir zu behandeln möglich ist. Der Blick auf das Kind beinhaltet auch den Blick auf mich selbst, auf die eigenen Grenzen. «Wenn ich jetzt nicht Sorge zu mir trage, werde ich zum Sorgenfall für andere.» Bei den Ausführungen von Max Feigenwinter schimmerte immer durch, dass er selber in der Praxis steht. Er nimmt nicht für sich in Anspruch, die volle Erkenntnis zu haben, sondern ist mit uns auf der Suche.

Um das im Vortrag Gehörte zu vertiefen, hatte die Kursleitung Gruppenarbeiten und praktische Übungen eingebaut. Eine wichtige Rolle spielten auch die unersetzlichen Privatgespräche, die in keinem Protokoll festgehalten sind. Vom nahegelegenen Lehrerseminar St. Michael in Zug kam der Musikpädagoge Armin Kneubühler. Er führte uns jeweils in die Tagesarbeit ein mit gesanglichen Lockerungsübungen. Das wurde als wohltuend empfunden, sogar von den mit musikalischen Gaben weniger gesegneten Damen und Herren.

Alfred Höfler war nicht nur Fachreferent, sondern auch ein geschickter Einmannkabarettist. In einer improvisierten Szene versuchte er als Mann vom Telefonamt, die Leitungen zu legen, damit die Botschaft von der Zentrale in alle Aussenstellen der Kirche gelangt. Die Leitungen waren relativ einfach zu legen. Als schwierig stellte sich die Aufgabe heraus, die Knoten zu lösen, die die Botschaft blockieren.

Was bei den Vorträgen der Herren Kirchmayr und Feigenwinter auffällt, ist der sorgfältige Umgang mit der Sprache. Sie klopfen gleichsam die Begriffe auf Inhalt und Gehalt ab und führen dabei zu immer neuen Entdeckungen. Ein Beispiel unter vielen: «Menschen, die immer das Gefühl haben müssen, sie stören, stehen akut in Gefahr, zerstört zu werden.»

■ Kinder sprechen lassen

«Je mehr ein Kind spricht, desto mehr wird es angesprochen»: Unter diesem Leitgedanken stand das Referat von Joachim Müller über den Schülergottesdienst. In einer gut vorbereiteten religiösen Feierstunde ist nicht nur die oft schwer verständliche Sprache der Symbole, nicht nur die sattsam bekannte Sprache des Liturgen zu hören, sondern auch die Sprache der Kinder.

Beim Thema war die Gefahr gegeben, allein aus der Warte der Erwachsenen über die Schüler und Schülerinnen zu reden. Dieser Gefahr wich der Tagungsleiter Joachim Müller geschickt aus: Er liess gleich am Montagmorgen drei Schülerinnen und einen Schüler seiner Religionsklasse zu Wort kommen. Sie parodierten vorerst eine Religionsstunde, wie sie nicht gelingen kann, und kamen dann mit den Kursteilnehmerinnen und Kursteilnehmern ins Gespräch. Sie hatten Plakate mitgebracht, auf denen sie das Interesse junger Menschen an religiösen und weltanschaulichen Fragen dokumentierten und ihre Vorschläge anbrachten, auf welche Art sie bereit sind, sich damit zu befassen. Diese Plakate zierten die Wände des Vortragssaales bis zum letzten Tag. So war die Gefahr nie gross, vom Thema und vor allem von den jungen Menschen abzuheben.

Rückblickend auf die Woche in Bad Schönbrunn stellte ich fest: Es war ein sorgfältig vorbereitetes Seminar, das den vielen Teilnehmerinnen und Teilnehmern (das Haus war voll) viel mitgegeben hat für das persönliche und das berufliche Leben. Es wurde uns ein Spiegel vorgehalten. Was wir darin sahen, hat höchstens vorübergehend erschreckt, in weit höherem Masse aber ermutigt.

Johann Kühnis

Johann Kühnis ist Pfarrer von Oberegg (Appenzell-Innerrhoden)

Hinweise

Theologische Fakultät Luzern

Am 21. April 1992 beginnen an der Theologischen Fakultät und ihren Instituten die Vorlesungen des Sommersemesters 1992 mit dem regulären Semesterbetrieb und mit folgenden allgemeinen Abendvorlesungen:

Judaistik (Prof. Thoma, Luzern): Montag, 17.15–18.00 (ab 17. 4.);

Schweizer Kirchengeschichte (Dr. Ries): Montag, 18.15–20.00 (ab 27. 4.);

Fundamentaltheologie (Prof. Wiederkehr): Mittwoch, 16.15–18.00 (ab 22. 4.);

Schweizer Geschichte (Prof. Marchal, Luzern): Mittwoch, 17.15–18.00 (ab 22. 4.);

Altes Testament (Dr. W. Bühlmann, Luzern): Mittwoch, 16.15–18.00 (ab 29. 4.);

Feministische Theologie (Dr. E. Moltmann-Wendel, Tübingen): Mittwoch, 18.15–20.00 (ab 29. 4.);

Kunst in Luzerner Kirchen (Prof. Mödl, Luzern): Freitag, 16.15–18.00 (ab 24. 4).

Interessenten können als Gasthörer auch die regulären Vorlesungen besuchen. Auskunft und nähere Details – auch über die oben angeführten Vorlesungen – durch das Fakultätssekretariat, Pfistergasse 20, 6003 Luzern, Telefon 041- 24 55 10. Über diese Adresse ist auch das Vorlesungsverzeichnis (Fr. 3.–) erhältlich. *Mitgeteilt*

Infolge eines Versehens ist in unserer letzten Ausgabe die Legende zur Grafik im Beitrag «Bezahlt wurde nicht» (Seite 227, Sonderseite «500 Jahre Unterdrückung+Widerstand») weggefallen: Sie stellt «Die registrierten Gold- und Silbereinfuhren aus Amerika nach Spanien in 1000 Pesos» dar.

Amtlicher Teil

Alle Bistümer

■ **Tag der Völker – Solidaritätsaktion 1991**

Am Ausländersonntag – Tag der Völker 1991 – haben verschiedene Pfarreien, Gemeinschaften und Einzelpersonen die Anregung zur Solidaritätsaktion aufgenommen, um Aufgaben der Minoritäten- und Flüchtlingsseelsorge in der Schweiz und die Priesterbildung in Mostar zu fördern.

Bis Ende Februar 1992 gingen Fr. 115 328.15 an Spendengelder ein. Fr. 60 000.– werden für die Priesterbildung der Franziskanerprovinz in Mostar überwiesen, Fr. 55 000.– sind für die Minoritätenseelsorge in der Schweiz bestimmt, und Fr. 111.95 werden der Solidaritätsaktion 1992 gutgeschrieben.

Kardinal Kuharic, Zagreb, erwähnt in seinem Empfehlungsschreiben: «Ich sehe die Bedürfnisse dieser Provinz ein. Eine Beihilfe... für ein bestimmtes Projekt wäre sicher nötig.» Mit der Überweisung an die Provinz in Mostar konnte dieser Empfehlung entsprochen werden.

Der Beitrag an die Minoritätenmissionen in der Schweiz erlaubt die Wahrnehmung von pastoralen Aufgaben, die bisher nur unzureichend übernommen werden konnten.

Allen, die die Solidaritätsaktion 1991 unterstützt haben, möchten wir ein «Herzliches Vergelt's Gott» sagen.

3. April 1992 Dr. *Urs Köppel*
SKAF

Bistum Basel

■ **Priesterweihe**

Am 5. April 1992 weihte Mgr. Anton Hänggi, em. Bischof von Basel, in der Kapuzinerklosterkirche in Solothurn zum Priester:

Fr. *Fridolin Wyss,* von Breitenbach, der der Kapuziner-Gemeinschaft in Luzern angehört. *Bischöfliche Kanzlei*

■ **Ernennung**

Der Bischof von Basel, Dr. Otto Wüst, hat ab sofort:

Herrn Pfarrer *Walter Schärli,* Laufenburg,

zum Dekan des Dekanats Fricktal ernannt. Er tritt die Nachfolge von Herrn Dekan Urs Studer an.

Sr. *Annelis Kurmann*
Bischöfliche Kanzlerin

Verstorbene

Dr. P. Hubert Sidler OFMCap, Sursee

Mit P. Hubert Sidler ist am 20. Januar 1991 ein origineller Kapuziner und ein geistvoller Lehrer und Wissenschaftler von uns gegangen. Konrad Anton – so lautete sein Taufnahme – wurde am 16. Februar 1904 in seiner Heimatgemeinde Grosswangen geboren; er wuchs in Emmen und Rothenburg auf und maturierte am Kollegium St. Fidelis in Stans 1923. Seine Berufswahl liess ihn lange schwanken zwischen Apotheker und Jurist, Musiker und Sprachforscher; auch faszinierte ihn der Dominikanerorden. Doch dann folgte er entschieden dem Ruf Gottes, der ihn zum franziskanischen Ordensideal hinführte. Nach den gewohnten Studien der Theologie primizierte er 1928 im Kloster Sursee und kam dann zum Studium der alten Sprachen an die Universität Freiburg, wo ihn nebst der Philologie auch die Vorlesungen über Liturgik, christliche Archäologie, deutsche Literatur und vor allem über Musikwissenschaft interessierten. Zur Musik hatte er von seiner Mutter her eine bevorzugte Neigung, und am Kollegium waltete mit viel Temperament J. B. Hilber als Musikdirektor, der den Gymnasiasten für das Geigen- und Bratschenspiel begeisterte und musikalisch förderte.

Nach dem Doktorat mit einer Dissertation über gregorianische Offertoriumsverse, die er beim berühmten Peter Wagner begonnen hatte und bei Karl Gustav Fellerer abschloss, nahm P. Hubert die Lehrtätigkeit am Kollegium Stans auf,

Autoren und Autorinnen dieser Nummer

Dr. Peter Dschulnigg, Professor, Postfach 10 21 48, D-4630 Bochum 1

Dr. Othmar Frei, IKK-Arbeitsstelle, Hischmattstrasse 5, 6003 Luzern

Evelyne Graf, KIPA, Postfach 1054, 1701 Freiburg

Dr. Walter Kirchschläger, Professor, Seestrase 93, 6047 Kastanienbaum

Johann Kühnis, Pfarrer, 9413 Oberegg

P. Reinhard Peter OFMCap, Kapuzinerkloster, 6370 Stans

Dr. Josef Sayer, Assistenzprofessor, Chemin du Cardinal-Journet 3, 1752 Villars-sur-Glâne

Dr. Hans Schöpfer, La Faye 28, 1763 Granges-Paccot

Schweizerische Kirchenzeitung

Erscheint jeden Donnerstag

Fragen der Theologie und Seelsorge.
Amtliches Organ der Bistümer Basel, Chur, St. Gallen, Lausanne-Genf-Freiburg und Sitten.

Hauptredaktor
Rolf Weibel, Dr. theol.
Frankenstrasse 7–9, 6003 Luzern
Briefadresse: Postfach 4141, 6002 Luzern
Telefon 041-23 50 15, Telefax 041-23 63 56

Mitredaktoren
Kurt Koch, Dr. theol., Professor
Lindenfeldsteig 9, 6006 Luzern
Telefon 041-51 47 55
Franz Stampfli, Domherr
Wiedingstrasse 46, 8055 Zürich
Telefon 01-451 24 34
Josef Wick, lic. theol., Pfarrer
Rosenweg, 9410 Heiden
Telefon 071-91 17 53

Verlag, Administration, Inserate
Raeber Druck AG, Frankenstrasse 7–9
Briefadresse: Postfach 4141, 6002 Luzern
Telefon 041-23 07 27, Postcheck 60-162 01-4

Abonnementspreise
Jährlich Schweiz: Fr. 95.–;
Ausland Fr. 95.– plus Versandgebühren (Land/See- oder Luftpost).
Studentenabonnement Schweiz: Fr. 63.–.
Einzelnummer: Fr. 2.50 plus Porto.

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Nicht angeforderte Besprechungsexemplare werden nicht zurückgesandt.

Redaktionsschluss und Schluss der Inseratenannahme: Montag, Arbeitsbeginn.

die ihn volle 30 Jahre beschlagnahmte. Im Lyzeum unterrichtete er Griechisch und Latein, in den Rhetorikerklassen Deutsch, erteilte Schulgesang, leitete den Männerchor und die Choralschola und war ein tüchtiger Lehrer für Violine und Viola. Er verstand es, die Studenten zu gesunder moderner Musik zu führen, die für ihr Können möglich war. Während Jahren war er im Schulorchester für die Auswahl der Literatur mit Rat und Tat mitverantwortlich. Nebst dem grossen Schulpensum betreute er sonn- und festtägliche Aushilfen in den Pfarreien im Beichtstuhl und auf der Kanzel. Seine originelle, aber auch herausfordernde Predigtart war beim Volk sehr geschätzt. Oft wurde er auch von Kirchenchören für Choralkurse angefragt. Seine Aufsätze über aktuelle kirchenmusikalische Fragen waren in Fachzeitschriften und Tageszeitungen anregend, und seine sachkundigen und sprachlich geschliffenen Konzertberichte zu den Luzerner Musikfestwochen im «Vaterland» wurden in Fachkreisen viel beachtet.

1959 wurde P. Hubert Diözesanpräses der Caecilienvereine des Bistums Basel, was ihm eine Unmenge Arbeit brachte, so dass ihm die Lehrtätigkeit immer mehr zur Last wurde, Zur gleichen Zeit war er bereits Mitarbeiter am neuen Churer Kirchengesangbuch, und ab 1960 war er massgebend an der Herausgabe des Schweizerischen Kirchengesangbuches (KGB) beteiligt und später auch am Einheitsgesangbuch «Gottes Lob». Als Mitglied der internationalen und interkonfessionellen Arbeitsgemeinschaft für Kirchengesang war er sehr geschätzt. Der reformierte Pfarrer von Ligerz, Professor Markus Jenny, selbst Hymnologe, Mitarbeiter und Freund des Verstorbenen, hat ihm bei der Abdankung in der Pfarrkirche Sursee eigens für seine ökumenische Haltung gedankt. Musikdirektor Hans Rudolf Basler, Rorschach, Mitglied der Katholischen Kirchengesangbuch-Kommission, schrieb in seinem Nekrolog über P. Hubert in «Singen und Musizieren im Gottesdienst»: «Wie oft staunten wir über sein sagenhaftes Gedächtnis, das bei der blossen Nennung eines Liedtitels imstande war, dessen Daten gleich einem Computer blitzschnell abzurufen. Dabei war unser lieber Hubert alles andere als ein papierner, vertrockneter Wissenschaftler.»

Weiter war P. Hubert beteiligt an der nachkonziliären Liturgieübersetzung und Formulierung der christlichen Grundgebete, der Mess-Kanones, der Tagesorationen aller Heiligenfeste im Deutschsprachigen Messbuch, ebenfalls beim franziskanischen Proprium und Stundengebet. Bis zum Schluss seines Lebens war er Mitarbeiter in der Kommission für die Neuausgabe des katholischen Kirchengesangbuches. Ein Mann von grosser Gelehrsamkeit, ein Kapuziner von echt franziskanischer Einfachheit, hat P. Hubert mit 87 Jahren ein reich erfülltes Leben vollendet. Gott zu Lob und Dank gönnen wir P. Hubert, jetzt in den himmlischen Chören zu singen und zu spielen.

Reinhard Peter

ARS ET AURUM
Kirchengoldschmiede
• Restaurationen
• Neuanfertigungen
• Feuervergoldungen
M. LUDOLINI + B. FERIGUTTI, ZÜRCHERSTR. 35, 9500 WIL, TEL. 073/22 37 88

Einige Tage
Ruhe und Erholung
in familiärem Haus, Zimmer mit WC/Dusche, gute Küche, mässige Preise, Hauskapelle, auch für kleine Gruppen geeignet.
Luegisland, 6311 Finstersee (ZG), Telefon 042-52 10 22

Johann Christoph Student
Im Himmel welken keine Blumen
Herder Fr. 18.80
Der Autor versucht mit diesem Buche Erwachsenen zu helfen, Kinder bei ihrer Begegnung mit dem Tode besser zu verstehen und ihnen trostreiche Perspektiven aufzuzeigen. Die Welt der kranken Kinder, ihre Erfahrungen und Träume, ihr Mut, ihre Angst und ihre Hoffnung finden in diesem Bändchen eine Stimme

Orgelbau
FELSBERG AG
Telefon
Geschäft 081 225170
Richard Freytag
CH-7012 FELSBERG/Grb.

Pfarrverbund Linthal-Luchsingen
Katholische Kirchgemeinden Linthal und Luchsingen
Für unsere zukunftsorientierte Pastoral innerhalb des Pfarrverbundes Linthal–Luchsingen im Glarner Grosstal suchen wir eine/einen
Pastoralassistentin/ Pastoralassistenten oder Katechetin/Katecheten

Aufgabenbereich:
- Bezugsperson in der Pfarrei Luchsingen
- Religionsunterricht auf der Mittelstufe
- Vorbereitung und Gestaltung von Gottesdiensten
- Erwachsenenbildung und Gemeindekatechese
- Begleitung der Arbeit von Gruppen und Gremien in der Pfarrei

Anforderungen:
- Fähigkeit zur Zusammenarbeit im Pfarrverbund
- Bereitschaft zur ökumenischen Zusammenarbeit in unserer Diasporasituation
- Kenntnisse der italienischen Sprache wären von Vorteil

Wir bieten:
- selbständiges Arbeiten in kleinem Team
- zeitgemässe Anstellungsbedingungen
- Wohnsitz im Pfarrhaus Luchsingen

Richten Sie Ihre schriftliche Bewerbung an Kirchenpräsident Hch. Gnos, Hauptstrasse, 8777 Diesbach, Telefon Privat 058-84 14 77, Geschäft 058-84 11 61
Auskunft erteilen gerne: Herr Pfarrer P. Sidler, Luchsingen, Telefon 058-84 15 51, oder Katechet Werner Murer Linthal, Telefon 058-84 20 40, oder 058-84 22 60

Rauchfreie

Opferlichte

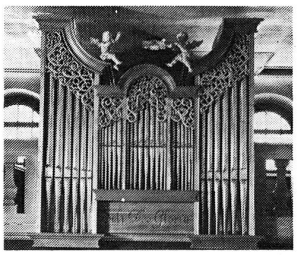
in roten, farblosen oder bernsteinfarbenen Bechern können Sie jederzeit ab Lager beziehen. Unsere Becher sind aus einem garantiert umweltfreundlichen, glasklaren Material hergestellt und können mehrmals nachgefüllt werden.

Verlangen Sie bitte Muster und Offerte!

HERZOG AG
KERZENFABRIK SURSEE
6210 Sursee Telefon 045 - 21 10 38

Meisterbetrieb

für Kirchenorgeln,
Hausorgeln,
Reparaturen, Reinigungen,
Stimmen und Service
(überall Garantieleistungen)



Orgelbau Hauser
8722 Kaltbrunn

Telefon Geschäft und Privat
055 - 75 24 32

Römisch-katholische Landeskirche des Kantons Aargau

Freude an der Zusammenarbeit mit engagierten jungen Erwachsenen? Wenn ja, dann ist die Stelle für kirchliche

Jugendarbeit

für Sie interessant.

Unsere Arbeitsstelle koordiniert, motiviert und unterstützt die in den Regionen und Pfarreien tätigen Jugendarbeiter/-innen und Jugendseelsorger/-innen. Die Bereiche Animation/Impulsarbeit und Begleitung der «Jungen Gemeinde» sind weitgehend abgedeckt. Uns fehlt noch eine Person mit folgenden

Arbeitsschwerpunkten
- Begleitung und Fachberatung von professionellen und ehrenamtlichen Jugendarbeiter/-innen
- Förderung der kirchlichen Jugendarbeit in den Regionen mit Schwerpunkt auf der strukturellen Ebene
- Bereitschaft zur Konzeptarbeit für die kirchliche Jugendarbeit im Kanton
- Mitarbeit in der Kantonsleitung von Blauring und Jungwacht ist wünschenswert.

Wenn Sie eine Ausbildung im sozialen, psychologischen oder pädagogischen Bereich oder in Erwachsenenbildung und Praxis in der Jugendarbeit haben, rufen Sie uns an, wir geben gerne Auskunft.

Für Auskünfte wenden Sie sich an den bisherigen Stellenleiter der Jugendseelsorge Aargau, Konrad Flury, Feerstrasse 8, 5000 Aarau, Telefon 064-22 86 06.

Ihre Bewerbung richten Sie bis 20. Mai 1992 mit den üblichen Unterlagen an das Sekretariat der röm.-kath. Landeskirche des Kantons Aargau, Feerstrasse 8, Postfach, 5001 Aarau

Verantwortung tragen – eine Herausforderung annehmen

Sie sind

Pastoralassistent/-in

- haben schon einige Jahre Berufserfahrung
- sind eine starke, dennoch teamfähige Persönlichkeit, bereit zur Zusammenarbeit mit unseren beiden Geistlichen
- haben auch Organisationstalent
- freuen sich am Kontakt mit Jugendlichen im Religionsunterricht und in der Vereinsarbeit
- arbeiten gerne mit in Verkündigung und Liturgie?
- tragen gerne überdurchschnittliche Verantwortung?

Ja? Dann sind Sie vielleicht bereits ab August 1992 der/die neue Pastoralassistent/-in der Katholischen Kirchgemeinde Eschenbach

Wir
- sind eine stetig wachsende Gemeinde
- haben zwei ortsansässige Priester
- haben ferner ein Teilzeit-Pfarreisekretariat
- haben einen aufgeschlossenen Kirchenverwaltungsrat
- können Ihnen erst noch eine geräumige Wohnung anbieten.

Sie haben Interesse? Die Aufgabe reizt Sie? Weitere Auskünfte erteilen gerne:
Personalamt des Bistums St. Gallen, Herr Generalvikar Dr. A. Klingl, Klosterhof 6 b, 9000 St. Gallen
Kirchenverwaltungsrat Peter Sutter, Präsident, Rainstrasse 10, 8733 Eschenbach

Interessenten richten ihre schriftliche Bewerbung mit den üblichen Unterlagen an eine der beiden obigen Adressen. Wir danken.

Katholische Pfarrei Arth (SZ)
Auf Beginn des neuen Schuljahres (17. August 1992) suchen wir eine/n

Katechetin oder Katecheten

Aufgabenbereich:
- Religionsunterricht an der Unter- und Mittelstufe
- Gestaltung von Schüler- und Familiengottesdiensten
- Mitarbeit in der voreucharistischen Gottesdienstgruppe
- Mithilfe in der Pfarreiseelsorge nach Absprache

Wir freuen uns auf eine Mitarbeiterin/einen Mitarbeiter, die/der zu aufbauender Zusammenarbeit bereit ist.

Es ist auch eine teilzeitliche Anstellung denkbar.

Nähere Auskunft erteilt Ihnen gerne: Konrad Burri, Pfarrer, 6415 Arth, Telefon 041-82 11 57, oder Kirchgemeindepräsident Hans Zemp, Gotthardstrasse 43, 6414 Oberarth, Telefon 041-82 13 48

Pfarrei Bruder Klaus, Kriens

Zur Ergänzung unseres Seelsorgeteams suchen wir

eine Katechetin/ einen Katecheten

Aufgabenbereich:
- Religionsunterricht an der Oberstufe in Form von Intensivhalbtagen mit Einbezug von interessierten Eltern
- Begleitung und Förderung einer pfarreilichen Jugendgruppe
- Gestaltung von Gottesdiensten mit Jugendlichen.
- Mitwirkung bei der Planung der «Firmung ab 18»
- Mitarbeit im Seelsorgeteam

Stellenantritt möglichst im Sommer 1992

Nähere Auskunft erteilen gerne Josef Hurter, Pfarrer, und Stefan Heim, Pastoralassistent, Telefon 041-41 54 64

Schriftliche Bewerbung an: Pfarrer Josef Hurter, Alpenstrasse 20, Postfach 243, 6010 Kriens

---

Bei der **Katholischen Kirchgemeinde Chur** ist auf Mitte August 1992 oder nach Vereinbarung die Stelle eines(r) vollamtlichen

Pastoralassistenten(in)

für die Erlöserpfarrei wieder zu besetzen. Das Pflichtpensum umfasst im wesentlichen folgende Aufgaben:
- Mitarbeit in der Pfarreiseelsorge
- Mitgestaltung von Gottesdiensten
- Teilpensum Religionsunterricht
- Jugendarbeit und Erwachsenenbildung

Interessenten richten ihre schriftliche Bewerbung mit den üblichen Unterlagen an den Vorstand der Katholischen Kirchgemeinde Chur, Sekretariat, Titt-wiesenstrasse 8, 7000 Chur.

Auskunft erteilen gerne Kirchgemeindesekretär B. Kurz, Telefon 081-24 77 24, oder Pfarrer Josef Maron, Telefon 081-24 21 56

Die Katholische Kirchgemeinde Flums (SG)
sucht auf Beginn des Schuljahres 1992/93 oder nach Vereinbarung eine/einen

Katechetin/Katecheten

Die Kirchgemeinde liegt im sonnigen St. Galler Oberland und umfasst das Tal- und Berggebiet mit ca. 4400 Katholiken. Unser Pfarrer erreicht gegen Ende dieses Jahres das Pensionsalter und sollte aus gesundheitlichen Gründen entlastet werden. Es erwartet Sie ein entwicklungsfähiger Aufgabenbereich:

- Religionsunterricht auf der Mittel- und Oberstufe
- ausserschulische Jugendarbeit
- Mithilfe in Gottesdiensten

Wenn Sie Interesse für Jugendarbeit aufbringen, dürfte Sie unser Stellenangebot interessieren. Primar- und Sekundarschule weisen beste Arbeitsbedingungen auf. Natur und Landschaft bieten Möglichkeiten zu weiteren Aktivitäten.

Für Auskünfte stehen Ihnen zur Verfügung:
Pfarrer Fidelis Scherrer, Marktstrasse, 8890 Flums, Telefon 085-3 11 62, oder Kirchenratspräsident Eduard Koller, Bahnhofstrasse, 8890 Flums, Telefon 085-3 10 31

Wir freuen uns auf Ihre Bewerbung, die Sie bitte an den Präsidenten der Kirchenverwaltung richten wollen

---

MIT UNS:
da sein
mittragen
teilen
durchhalten
suchen

Möchten Sie sich in unserem Team engagieren und so mit der Pfarrei einen Weg gehen?
Möchten Sie mit uns die «Gute Nachricht» in unserer Pfarrei weitertragen?
Möchten Sie mithelfen, unsere Kinder auf die Erstkommunion und Erstbeicht vorzubereiten?
Möchten Sie in unsere Pfarrei Gottesdienste mitgestalten?

Für unsere Hl. Geist Pfarrei in Hünenberg suchen wir

eine Katechetin (evtl. Katecheten)

(Arbeitspensum 50%–75%)

Falls Sie sich angesprochen fühlen, erteilen wir Ihnen gerne weitere Auskunft.

Melden Sie sich bei Markus Fischer, Pfarrer in Hünenberg. Telefon 042-36 43 22

Neue Steffens-Ton-Anlage jetzt auch in der Predigernkirche in Zürich.

Wir bieten Ihnen kostenlos und unverbindlich unsere Mikrofonanlage zur Probe.

Wir haben den Alleinverkauf der Steffens-Ton-Anlagen für die Schweiz übernommen. Seit über 30 Jahren entwickelt und fertigt dieses Unternehmen spezielle Mikrofon-Anlagen auf internationaler Ebene.

* * *

Über Steffens-Anlagen hören Sie in mehr als 6000 Kirchen, darunter im Dom zu Köln oder in der St.-Anna-Basilika in Jerusalem.

* * *

Auch in **Alt St. Johann, Andermatt, Ardez-Ftan, Arth, Arisdorf, Baden, Basel, Bergdietikon, Betschwanden, Birsfelden, Bühler, Brütten, Chur, Davos-Monstein, Davos-Platz, Derendingen, Dietikon, Dübendorf, Emmenbrücke, Engelburg, Flerden, Fribourg, Genf, Grengiols, Heiden, Hergiswil, Hindelbank, Immensee, Jona, Kerzers, Kloten, Kollbrunn, Küsnacht, Langenthal, Lausanne, Lenggenwil, 3 in Luzern, Matten Mauren, Meisterschwanden, Mesocco, Montreux, Morges, Moudon, 2 in Muttenz, Münchenstein, Nesslau, Niederlenz, Oberdorf, Obergösgen, Oberrieden, Oberwetzikon, Otelfingen, Ramsen, Rapperswil, Regensdorf, Rehetobel, Ried-Brig, Rümlang, San Bernadino, Schaan, Sevelen, Siebnen, Sils, Siselen, Sissach, Tägerwilen, Thusis, 2 in Trun, Urmein, Versam, Vissoie, Volketswil, Wabern, Waldenburg, Wasen, Wil, Wil-Hüntwangen, Wildhaus, 2 in Winterthur, Wynau, Zollikon, 3 in Zürich** arbeiten unsere Anlagen zur vollsten Zufriedenheit der Pfarrgemeinden.

Mit den neuesten Entwicklungen möchten wir eine besondere Leistung demonstrieren.

Steffens Elektro-Akustik

Damit wir Sie früh einplanen können schikken Sie uns bitte den Coupon, oder rufen Sie einfach an. **Tel. 042-221251**

Coupon:

Wir machen von Ihrem kostenlosen, unverbindlichen Probeangebot Gebrauch und erbitten Ihre Terminvorschläge. ○

Wir sind an einer Verbesserung unserer bestehenden Anlage interessiert. ○

Wir planen den Neubau einer Mikrofonanlage. ○

Bitte schicken Sie uns Ihre Unterlagen.

Name/Stempel:

Strasse:

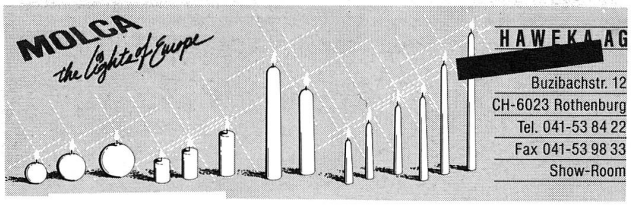
Ort:

Telefon:

Bitte ausschneiden und einsenden an:

Telecode AG, Industriestrasse 1
6300 Zug, Telefon 042/221251

N 4/92



LIENERT KERZEN EINSIEDELN
055 53 23 81

Die drei katholischen Jugendzeitschriften

Arbeitsgemeinschaft der Katholischen Kinder- und Jugendpresse (AKJP)
Postfach
6000 Luzern 5

Lourdes

Kirchlich anerkannte Flugwallfahrten

Unsere Wallfahrten stehen seit bald 25 Jahren unter der ausgezeichneten und bewährten Pilgerführung und Betreuung der Redemptoristen-Patres. Und schon ebenso lange logieren wir im guten und sehr angenehmen Hotel «Du Gave». Flüge mit BALAIR, der Tochtergesellschaft der SWISSAIR. Wir fliegen jeweils Montag und Donnerstag zwischen dem 30. April und 12. Oktober ab Zürich. Dauer der Wallfahrten: 4 oder 5 Tage.

Eine frühzeitige Anmeldung – auch telefonisch – ist von Vorteil, da viele Flüge oft schon Wochen im voraus belegt sind. Verlangen Sie bitte den Prospekt mit allen Einzelheiten.

Jahrelange Erfahrung steht auch hinter unseren Reisen nach

Israel – Heiliges Land
Türkei – Ägypten
Santiago de Compostela

Dieses Jahr organisieren wir wiederum für eine Vielzahl von Pfarreien und Institutionen Pilgerreisen.
Wir senden Ihnen gerne die ausführlichen Programme.

Orbis-Reisen

Reise- und Feriengenossenschaft der Christlichen Sozialbewegung
Bahnhofplatz 1, 9001 St. Gallen, Tel. 071 222133

AZA 6002 LUZERN

16-17/16. 4. 92

Herrn
Dr. Josef Pfammatter
Priesterseminar St. Luzi
7000 Chur

7989